11. Jahrgang, 1962/1963
Heft 1

# NEUE WISSENSCHAFT

Zeitschrift für Grenzgebiete des Seelenlebens

INHALT

Schamanen, Hexen und Häuptlinge bei den Hopi (Mischa Titiev) — Frühes und spätes Schamanentum in Nordasien (Arnulf Kollautz) — Die Bedeutung der Schamanenforschung für die Parapsychologie (John Mischo) — Spuk und Hypnose [Der Fall „Karin" von Poul Bjerre (Oskar Lockowandt)] — Beobachtungen am Sterbebett (Werner F. Bonin) — Kleinere Mitteilungen

*Mitarbeiter dieses Heftes sind:* Dr. Arnulf Kollautz, Eichstetten bei Freiburg i. Br., Altweg 454, Dipl.-Psych. Joh. Mischo, Freiburg i. Br., Eichhalde 12; Prof. Mischa Titiev, University of Michigan, Ann Arbor, Michigan, U. S. A.; Oskar Lockowandt, Freiburg i. Br., Wenzingerstrasse XX; Werner Bonin, Tübingen, Bethelstrasse 40.

## Inhalt

Mischa Titiev: Schamanen, Hexen und Häuptlinge bei den Hopi . . . . . 1
Arnulf Kollautz: Frühes und spätes Schamanentum in Nordasien . . . . . 6
John Mischo: Die Bedeutung der Schamanenforschung für die Parapsychologie . . . 19
Oskar Lockowandt: Spuk und Hypnose (Der Fall „Karin" von Poul Bjerre) . . . 25
Werner F. Bonin: Beobachtungen am Sterbebett . . . . . 35
Kleinere Mitteilungen . . . . . 38

*Gründer:* Dr Peter Ringger
*Herausgeber:* Prof. Hans Bender, Freiburg i. Br.,
Prof. Gebhard Frei, Beckenried/Schweiz
Medizinalrat Dr. Hans Sexauer, Stuttgart
*Redaktion:* Dipl.-Psych. Johannes Mischo, Freiburg i. Br.
Institut für Grenzgebiete der Psychologie und Psychohygiene, Eichhalde 12
*Druck:* Meierhof-Druckerei Baden/Schweiz.
*Versand:* Administration Neue Wissenschaft, Postfach, Bern 26.

Die „Neue Wissenschaft" erscheint dreimal jährlich. Das Abonnement ist gekoppelt mit der „Zeitschrift für Parapsychologie und Grenzgebiete der Psychologie" (Francke Verlag Bern-München), die ebenfalls dreimal jährlich erscheint. Die „Neue Wissenschaft" kann nur zusammen mit der „Zeitschrift für Parapsychologie" bezogen werden. Der Preis für das Jahresabonnement beträgt Fr./DM 19.50.

Abonnementsbestellungen und Einzahlungen sind zu richten:
*Schweiz:* Administration Neue Wissenschaft, c/o Francke AG, Bern 26, Postcheck III 29134.
*Deutschland.* A. Francke Verlag GmbH., Hess-Strasse 50, München 13, Postcheckkonto München 22256.

Manuskripte und Anfragen (mit Rückporto) sind an die Redaktion (Dipl.-Psych. Johannes Mischo, Freiburg i. Br., Eichhalde 12) zu richten.

Abbestellungen bis spätestens 4 Wochen vor Beginn des neuen Jahrgangs, also bis zum 1. Dezember.

# Schamanen, Hexen und Häuptlinge bei den Hopi

von Mischa Titiev

Es war im Sommer 1932. Ich war Student der Anthropologie kurz vor dem Abschlussexamen, als ich zum ersten Mal die Bekanntschaft mit den Hopi-Indianern in Arizona machte. Zu dieser Zeit war ich Mitglied einer kleinen Forschergruppe, die in dem Dorf New Oraibi, am Fusse des von den Indianern „Third Mesa" genannten Berges, lebte. Das eigentliche Ziel unserer Forschung war aber ein alter indianischer Ziegelbau, „Old Oraibi", auf dem Gipfel des Berges. Während der folgenden Monate plante ich einen erneuten Besuch bei den Hopis. Zu meiner Freude durfte ich vom Herbst 1933 bis zum Frühling 1934 in Old Oraibi wohnen. Ned, mein engster Freund unter den Eingeborenen, stellte mir einen Teil seines eigenen Hauses zur Verfügung, und hier lebte und arbeitete ich fast ein ganzes Jahr lang.

Nicht nur, dass Ned mein bester Freund war, er war auch mein bester Informant und ständiger Dolmetscher; trotzdem muss ich zugeben, dass ich froh war, als er an Leibschmerzen erkrankte, und zwar nicht aus Gleichgültigkeit gegenüber seiner Erkrankung noch aus Grausamkeit, sondern wegen der aufregenden Tatsache, dass der Schamane ihm mitgeteilt hatte, er solle ihn erwarten. Ned war sofort damit einverstanden, dass ich den Manipulationen zuschauen dürfe. Ich sollte also zum ersten Mal einen bedeutenden Medizinmann bei seinen Praktiken beobachten, deshalb erwartete ich ebenso neugierig wie der Patient die Behandlung.

Die Dämmerung war hereingebrochen, als der Schamane erschien. Wie es die Stammessitte forderte, servierte Ned's Frau dem verehrten Gast sofort ein heisses Mahl. Auf ein kleines Viereck aus Linoleum, das auf dem Boden ausgebreitet war, setzte sie das Essen in einer Reihe von Tonschalen. Der Medizinmann sass auf einem kleinen Haufen von Schaffellen und ass, wie jeder Hopi, der auf ehrwürdige Sitten achtet, manchmal mit einer und manchmal mit beiden Händen. Ich sass in der Nähe und beobachtete angespannt jede seiner Bewegungen, fest entschlossen, ihn keinen Augenblick aus den Augen zu lassen.

Als der „Doktor" sein Mahl beendet hatte, dankte er der Gastgeberin, wischte die ohnehin schmierigen Hände an seinen Hosen ab und wandte sich schliesslich seinem Patienten zu. Das war der grosse Augenblick! Ich wagte mich vorsichtig vorwärts, so nahe ich konnte, überzeugt, schon bald in der Lage zu sein, die tiefsten Geheimnisse seines Berufes verstehen und vielleicht erklären zu können. Trotz meiner offensichtlichen Neugierde, seine Tricks zu lernen, blieb der Medizinmann gegenüber meiner Gegenwart kühl und gleichgültig. Er kniete neben Ned nieder, knöpfte ihm das Hemd auf und lockerte ihm den Gürtel und den obern Teil seiner Hosen. Dann massierte er sanft den Magen des Kranken mit der rechten Hand, brachte sie in die Nähe des Mundes des Patienten und blies am Schluss jeder Bewegung durch die hohle Hand hinein.

Das machte er dreimal, ohne dass etwas geschah, aber als er zum vierten Mal in seine Hand blies — die vier ist die heilige Zahl der Hopi — förderte der Schamane einen dünnen Knochensplitter zu Tage. Er zeigte ihn Ned und mir, legte ihn auf den Boden und wiederholte seine Manipulationen. Trotzdem ich aber ganz dicht bei dem Schamanen gestanden hatte und ängstlich darauf bedacht gewesen war, hinter die Methoden eines primitiven Schamanen zu kommen, muss ich doch zugeben, dass ich nicht die geringste Ahnung hatte, woher der Knochen gekommen war. Besonders unverständlich wird es dadurch, dass ich wenige Augenblicke zuvor den „Doktor" mit *beiden* Händen hatte essen sehen.

### *Chirurgie ohne Narben*

Ohne jede Verzögerung nahm der Schamane seine Massage wieder auf, und als er wieder zum vierten Mal in seine Hand blies, brachte er ein Stück vulkanischen Gesteins (Obsidian) hervor. Er zeigte es ebenfalls dem Patienten und legte es dann neben den Knochensplitter. Vier Atemzüge später, und er hatte einige Körner eines blauen Minerals in der Hand, aus dem die Hopis eine blaue Farbe herzustellen pflegen, um mit ihr Kultgegenstände zu verzieren. Nun hörte der „Doktor" mit seiner Behandlung auf und erzählte eine Geschichte, in der er die Schuld an Neds Krankheit einer entfernten Verwandten zuschob. Sie war eine verdächtige Hexe, wahrscheinlich hatte sie — eifersüchtig auf die hohe Stellung, die Ned bei verschiedenen Zeremonien innehatte — die fremden Gegenstände in seinen Magen „hineingeschossen".

Anschliessend warf der Medizinmann diese Gegenstände ins Feuer und versicherte dem Kranken, dass es ihm nun bald besser gehen werde. Dann gab er ihm heissen Kräutertee zu trinken und hinterliess die Anweisung, der Patient müsse während der nächsten zwei Tage die gleiche Dosis mehrmals zu sich nehmen.

Tatsächlich erholte sich Ned sehr rasch. Sobald er wieder ganz gesund war, diskutierte ich mit ihm über den Vorfall. Ich hoffte noch immer, ich könnte ihn davon überzeugen, dass er das Opfer eines Schwindlers geworden war. „Hast Du bemerkt", fragte ich, „dass es den Anschein hatte, der Medizinmann habe diese Dinge aus Deinem Magen geholt? Trotzdem aber war Deine Haut nicht verletzt und die Gegenstände waren nicht blutig, sondern trocken!"

Feierlich antwortete mir Ned: „O ja, das habe ich bemerkt. Ist ein solcher Medizinmann nicht wundervoll? Wer sonst wohl könnte Gegenstände aus Deinem Magen holen, ohne dass sie nass und blutig werden, und ohne Dir die Haut zu verletzen?"

So war ich zum ersten Mal mit der Grundhaltung der Hopi in ihrem Glauben an das Paranormale in Berührung gekommen. Unberührt von dem, was ich dachte, war Ned überzeugt, der Schamane habe ihm die Dinge aus seinem Körper geholt, die eine Hexe ihm ‚hineingeschossen' habe. Aus der Sicht der Eingeborenen ist eine Hexe eine Person, die paranormale oder übernatürliche Kräfte zu antisozialen Zwecken gebraucht. Die Fähigkeit, das auszuführen, was man gewöhnlich „schwarze Magie" nennt, kennt der Eingeborene unter dem Namen



„duhisa": ein Wort, das wahrscheinlich von dem Namen eines Haustieres abgeleitet ist. Die Macht des „duhisa" hängt von der Art des Tieres ab, mit dem sich eine Zauberin verbunden hat. Die grösste Macht verleihen die kleinen schwarzen Ameisen, aber auch Präriehunde, Wölfe, Eulen, Krähen, eine bestimmte Schlangenart, Katzen und Hunde sind geeignet, böswillige Menschen mit Macht zu versehen. Aus diesem Glauben heraus sagt man auch den Hexen nach, sie hätten zwei Herzen, nämlich neben ihrem eigenen noch ein Tierherz.

### *Der Zauberlehrling*

Zauberer finden ihre Schüler entweder dadurch, dass sie freiwillige Lehrlinge annehmen, oder indem sie ihre Praktiken Kindern beibringen, die noch zu jung sind, um überhaupt zu verstehen, was mit ihnen und durch sie geschieht. Im letzten Fall nimmt man an, dass Hexen oder Zauberer schlafende Babies stehlen, während deren Eltern oder Bewacher gerade schlafen. Solch ein Kinderräuber darf nur ein Kind nehmen, das mit ihm verwandt ist. Das Kind, das keine Ahnung hat, was eigentlich geschieht, wird eilends an einen geheimen Platz gebracht, wo man es in die Geheimnisse des Hexens einweiht. Die Einweihungsriten lehnen sich stark an die kultischen Zeremonien der Geheimbünde der Hopi an. So wird der Novize durch einen „Zeremonien-Vater", der ein Zauberer sein muss, getauft, sein Kopf wird mit Yuccasaft (ein Liliengewächs) gewaschen und er bekommt einen neuen Namen.

Ausserdem lehrt man den Neueingetretenen, wie er sich in das Tier, mit dem sein Meister verbunden ist, verwandeln kann. Hat sich zum Beispiel der „Zeremonien-Vater" mit einem Präriewolf verbunden, so lehrt er seinen Schüler, wie er sich in einen Präriewolf verwandeln kann. Diese Metamorphose wird von einem Purzelbaum durch einen Reifen begleitet; die normale menschliche Gestalt erlangt man dadurch wieder, dass man rückwärts durch denselben Reifen springt. Hat der Neueingeweihte diese Riten durchlaufen, so nimmt man an, jetzt habe auch er ein zweites Herz und paranormale Macht gewonnen; er kann jetzt schwarze Magie ausüben. Vielleicht hat noch niemand diese Einweihungsriten gesehen, jedenfalls hat ein gewöhnlicher Hopi keine Ahnung, wieviel Hexen und Zauberer es gibt und wo sie sein mögen. Trotzdem glauben die Hopi fest, dass die Zauberei weit verbreitet ist, und dass es mehr zauberkundige Menschen als ein-herzige in ihren Dörfern gibt. Ausserdem nehmen sie an, diese magiekundigen Menschen seien alters- und geschlechtslos.

Ob sie nun mit ihrem oder gegen ihren Willen eingeweiht wurden, so müssen alle doch Zauberer oder Hexen töten. Um ihr eigenes Leben zu erhalten, müssen sie jährlich einmal den Tod eines ihrer Verwandten verursachen. Man glaubt, das geschehe meistens dadurch, dass irgendwelche fremde Gegenstände in das zukünftige Opfer „geschossen" werden. Diese Gegenstände machen zwar den Betreffenden krank, aber sie hinterlassen beim „Hineinhexen» keine Narbe. Ein Opfer weiss nicht, warum es krank ist, erst durch die Behandlung des Medizinmannes erfährt es den wahren Sachverhalt. Der Hopi glaubt, dass Zauberer und Hexen, die reuig von ihrem Tun ablassen, selbst bald sterben müssen.

*Zwei-herzige Magie*

Der weitverbreitete Glaube, was ein Leiden verursacht, könne es auch heilen, bringt den Hopi dazu, seinen Schamanen mit den Zauberern gleichzusetzen. Der Unterschied liegt nur darin, dass Schamanen zweiherzige Menschen sind, die bereut haben und nun dadurch ihr Leben zu erhalten versuchen, indem sie das Leben anderer retten. Deshalb sind einige Hopi entrüstet, wenn ein um Hilfe gerufener Medizinmann mit dem Kommen zögert: „Um ihr eigenes Leben zu schützen, müssen sie kommen!"

Wegen der engen Verbindung zwischen Zauberei und Heilkunst werden die Medizinmänner mit einer Mischung aus Respekt und Furcht betrachtet. Viele Eltern zögern lange, bis sie einen eingeborenen „Doktor" rufen, nicht weil sie herzlos sind, sondern weil sie befürchten, sie könnten ihr Kind einer Hexe oder einem Zauberer anvertrauen. Trotzdem werden erfolgreiche Schamanen sehr gut bezahlt. Die meisten von ihnen ziehen klug Vorteil aus dem Glauben der Hopi, indem sie die Schuld für eigenes Versagen auf Zauberer schieben, die mächtiger als sie sind und die sie angeblich nicht kontrollieren können. Nur wenige sind dreist genug, den Namen des Dorfbewohners auszusprechen, den sie in einem bestimmten Fall der Hexerei verdächtigen, die meisten äussern lediglich allgemeine vage Vermutungen. „Halte deine Augen und Ohren offen", sagen sie, „und du wirst den Schuldigen schon finden."

So gross ist die Furcht vor Vergeltung, dass man keine Angriffsmassnahmen gegen Hexen ergreift, selbst dann nicht, wenn die Hexe bekannt ist. Gelegentlich erzählte mir mein Nachbar in Old Oraibi, ein Schamane habe seine Tochter gerade von Ohrenschmerzen befreit, indem er ihr Friedhofssand aus dem Magen gezogen habe. In diesem Fall wurde eine weibliche Verwandte als die Hexe identifiziert. Als ich meinen Freund fragte, was er zu tun gedenke, meinte er: „Nichts, eines Tages wird sie sterben."

Das Schlimmste, was ein Mensch tun kann, ist, ein Geschenk eines Zwei-herzigen anzunehmen, denn dann kann der Magiekundige ganz bestimmt von dem Beschenkten Besitz ergreifen. Das richtige Verhalten in solchen Fällen mag die folgende Episode illustrieren: Man erzählte mir, wie vor einigen Jahren eine der Schwestern Neds zu Tode erkrankt im Kindbett lag. Ihr Vater schritt zur späten Nachtstunde zufällig aus dem Haus und sah eine alte Frau, die „kraft der Magie" durch die geschlossene Tür schaute. Als sie sich ertappt sah, bot sie Neds Vater zuerst ein Geschenk an, dann fragte sie, ob er nicht mit ihr schlafen wolle. Er wies sie zurück, sie eilte fort, und Neds Vater folgte ihr, bis er sicher war, in ihr eine der Grossmütter der Patientin erkannt zu haben. So starb diese Frau nicht, wie man nach dem traditionellen Hexenglauben der Hopi hätte erwarten sollen; mir wurde erzählt, sie lebe noch und sei jetzt sehr alt.

Weil die Hopi es kaum wagen, gegen die Zwei-herzigen Schritte zu unternehmen, stehen viele Bewohner der Pueblos im Verdacht der Hexerei. Einige hat der „Doktor" verdächtigt, von anderen behauptet man, sie bei der Tat ertappt zu haben, einige wenige sollen auch von sterbenden Opfern benannt worden sein. Die meisten Verdächtigen heucheln Gleichgültigkeit, aber dann und wann riskiert es auch der eine oder die andere, Vorteil aus der allgemeinen



Furcht zu ziehen, indem sie etwa zu jemandem, der sie ärgert, sagen: „Ich beachte dich schon die ganze Zeit, und wenn du dich nicht änderst, wird bald etwas geschehen."

*Dem Uebernatürlichen wird misstraut*

Einer der hervorragendsten Züge der Hopi in ihren Ansichten über Zauberei spiegelt sich in ihrer religiösen Ueberzeugung wieder. Im ganzen betrachtet ist die Religion der Hopi nicht ethisch ausgerichtet, aber Zauberer werden nach dem Tode streng bestraft. Die Seelen normaler Menschen eilen nach dem Tode zu „maski", dem Totenreich; dort leben sie ähnlich wie sie auf Erden gelebt haben. Die Seelen von Hexen und Zauberern aber müssen eine langsame und schmerzvolle Reise zurücklegen bis sie ins „maski" eingehen. Haben sie endlich ihr Ziel erreicht, zwingt man sie zu einem riesigen irdenen Ofen, dort wirft man sie in das lodernde Feuer, das sie als Käfer wieder verlassen.

Neben der engen Beziehung zwischen Zauberei und Heilungsriten gibt es noch einen Grund für die Hopi, ihren Schamanen zu misstrauen; nämlich ihre bestimmte Abneigung jeder Person gegenüber, die übernatürliche Macht besitzt. Diese Abneigung bringen sie auch jenen entgegen, deren Verhalten in ihren Augen exzentrisch, individuell, rücksichtslos, aggressiv, wagemutig oder prahlerisch ist. Man wird sich erinnern, dass die verstorbene Professorin Ruth Benedict (Boston 1934) in ihrem berühmten Buch ‚Patterns of Culture' eine solche Abneigung als typisch für die Menschen angesehen hat, deren Temperament sie apollinisch nannte. Apollinisch wurde von Nietzsche gebraucht, um einen bestimmten Aspekt der griechischen Kultur zu beschreiben. Die apollinische Gesellschaft misstraut den Exzessen der Erfahrung, die die Mystik sucht. Eine solche Gesellschaft will innerhalb der Grenzen althergekommener Erfahrung bleiben, und deshalb findet sie Wege, alles auszuschliessen, was versucht, die Grenze, die uns mit unsern fünf Sinnen gezogen ist, zu überschreiten. Unter den Hopi ist das Apollinische so zum Extrem gesteigert, dass sogar Männer aus der Regierung des Dorfes als Zauberer angesehen werden können.

Eben weil die Hopi-Männer und -Frauen wissen, wie leicht ein Mann der Dorfverwaltung in den Verdacht geraten kann, ein Zauberer zu sein, sträuben sie sich geradezu, wenn sie ein höheres Amt bekleiden sollen. Aus demselben Grund umgeben sich jene, die aufgrund familiärer Beziehungen Häuptlinge werden, mit dem Anschein grosser Demut.

Die Anthropologen sind sich nicht einig, ob die Hopi die persönliche Furchtsamkeit zur Bildung einer apollinischen Kultur geführt hat, oder ob die Existenz einer apollinischen Kultur sie als furchtsame Individuen hat aufwachsen lassen. Jede Möglichkeit ist plausibel. In der Zwischenzeit führen die Hopi, die noch in der alten überlieferten Weise leben, ein einfaches zurückhaltendes Leben und betrachten mit einer Mischung aus Ehrfurcht, Furcht und Respekt alle Manifestationen paranormaler Macht von Seiten ihrer Schamanen, Heren, Zauberer und Häuptlinge.

# Frühes und spätes Schamanentum in Nordasien

von Arnulf Kollautz

In unserem Kulturbereich gibt es Vorstellungen vom Menschen und seinen Fähigkeiten, die allgemein anerkannt sind und es gibt Vorstellungen, die nicht anerkannt sind und nur von wenigen akzeptiert werden. Zu ihnen gehören etwa die „übersinnlichen Fähigkeiten" oder die „magischen Kräfte" im Besitz eines Menschen. Immer dort, wo solche Eigenschaften als Attribute des Menschen diskutiert werden, haftet ihnen etwas Provozierendes an. Sie fordern zu Stellungnahmen heraus, die — soziologisch betrachtet — ein überaus interessantes und reichhaltiges Bild ergeben.

Im Bereich der Wissenschaften zeichnet sich diese Fragestellung besonders deutlich bei der Ethnologie ab; sie sieht sich gerade in der Erforschung menschlicher Frühkulturen immer wieder vor die Aufgabe gestellt, sich etwa mit dem Problem des Jagdzaubers und ähnlichen Praktiken auseinander zu setzen. Während nun noch die ältere Generation der Ethnologen (K. Th. Preuss) den Jagdzauber auf eine gewisse „Urdummheit" der Primitiven zurückführen wollte, nimmt die jüngere Generation eine andere Position ein. So schreibt Jensen, ein angesehener Fachgelehrter, zu dem Phänomen des Jagdzaubers: „Dass es diese echte Magie tatsächlich gibt, muss... von dem Augenblick an zugegeben werden, in dem man suggestive Beeinflussungen, wenn Menschen und Tiere in die Kette der Geschehnisse eingeschaltet sind, für möglich hält. In welchem Umfang man über die Suggestion hinaus Wirklichkeitsbeeinflussungen durch psychische Akte für möglich hält, kann dem Einzelnen überlassen bleiben." Ein seltsamer Zwiespalt spricht sich in dieser Aussage aus: Annäherung und Distanzierung zugleich, Ja und Nein.

Diese ambivalente Einstellung gegenüber ihrem Forschungsgegenstand hat auch ihren Niederschlag in den Berichten über die Zauberer und Medizinmänner Sibiriens, die Schamanen, gefunden.

Der Name Schamane stammt aus dem Tungusischen und ist wohl verwandt mit dem Sanskritwort „Sramana",[1] Asker, Zauberer. Er bezeichnet in Sibirien und Zentralasien eine kultische Person, die über aussergewöhnliche Kräfte verfügen soll. Bei ihr sind priesterliche, prophetische, magische und rationale Funktionen vereinigt. Als Priester vollzieht der Schamane gelegentlich Opfer, öfters jedoch handelt er als „Psychiater" und versucht die vielen psychischen Krankheiten zu heilen, unter denen die sibirischen Völker überaus häufig zu leiden haben.

Die ältesten Berichte über die Schamanen Sibiriens stammen von europäischen Reisenden, die im Auftrag Peters des Grossen und der Zarin Katharina auf Gesandschaftsreisen und Forschungsexpeditionen mit sibirischen Völkern in Berührung kamen. Die Einstellung dieser Reisenden gegenüber den rätselhaften Vorgängen und Zeremonien, die sie sahen und miterlebten, war von religiösen Vorstellungen geprägt: sie glaubten, dass die Schamanen von bösen Geistern besessen wären, ganz so wie nach dem Bericht des Neuen Testamentes böse Geister in den Magier Simon gefahren seien, mit dem der Apostel Paulus in Berührung kam. Diese Einstellung änderte sich in den achziger und neunziger Jahren des letzten Jahrhunderts. Russische Forscher lebten über einen längeren Zeitraum unter den sibirischen Völkern, vor allem Simkewic[2] und Sirokogorov[3] — um nur zwei Namen zu nennen —, die ihre Ergebnisse mehrjähriger Forschung in aufschlussreichen Studien veröffentlicht haben.

[1] Das älteste, nachweisbare Wort ist Kam, Kama, Kamen. Nach neuesten japanischen Forschungen bedeutet Kam „Schüttler", „sich schnell Bewegender".



*Die Berufung*

Die Berufung zum Schamanen erfolgt nach den Vorstellungen der Tungusen durch Geister. Sie erwählen den zukünftigen Schamanen als Medium. Meistens zwar gehen die Geister des Vaters auf den Sohn über, doch können sie sich ebenso gut auf jedem Beliebigen niederlassen. Wie diese Berufung vor sich geht, schildert Sirokogorov folgendermassen:

„War da bei den yvynki (ein tungusischer Stamm) ein Mann, von etwa 40 Jahren. Der ging in die Taiga und verirrte sich da. Wie lange er dort umhergestreift, wusste er selbst nicht; doch eines Nachts, als er sich in einer felsigen Gegend befand, geriet er vor irgend etwas in Schrecken und verlor das Bewusstsein, indes der kadar burkan (ein Geist der Taiga) in ihm Wohnung nahm, und nun sein Hauptsyvén (Hauptgeist) wurde. Der Betroffene schamanisierte einige Tage an Ort und Stelle, erlangte seinen normalen Zustand wieder und kehrte zu seiner Behausung zurück. Dort erzählte er, was mit ihm vorgefallen und eine Sippenversammlung, die sich davon überzeugte, dass er wirklich Schamane geworden sei, erkannte ihn als rechtmässig an." [3]

Dieses Beispiel ist typisch für die Berufung in völliger Einsamkeit; fern von jeder menschlichen Gemeinschaft ist es am ehesten möglich, das Bewusstsein auszuschalten, die Kräfte des Unbewussten zu wecken und aus den Tiefenschichten der Seele Träume und Visionen hervortreten zu lassen. Wenn der Schamane später ein Training hinter sich gebracht hat, kann er die „geistige Entrückung" willentlich hervorrufen. Durch Tiefschlaf, Hypnose und Trancezustände schaltet er dann das Bewusstsein aus, um die inneren Kräfte zu sammeln, die in einer magischen Praktik eingesetzt werden sollen.

[2] Simkevic, P. P.: Materialy dlja izucenija samanstva u gol' dov, (Materialien zur Erforschung des Schamanentums bei den Golden), Zapiski Priamurskogo Otdela Imperatorskogo Russkogo Geograficeskogo Obscestva (Schriften der Amur-Abteilung der Kaiserlich-Russischen Geographischen Gesellschaft, Bd. I, 2, Chabarowsk 1896

[3] Sirokogorov, S. M: Versuch einer Erforschung der Grundlagen des Schamanentums bei den Tungusen. Baessler Archiv Bd. 18, 1935, S. 82; Ders.: The psychomental complex of the Tungus. London 1935

Immer wieder kommen in den Berichten der Forscher Mitteilungen über Levitationen bei den Schamanen vor. So erzählt Sirokogorov: „Starke Schamanen verharren im Verlauf einer hinlänglichen Zeit schwebend in der Luft, fliegen durch die Rauchabzugöffnung in der Jurte, die manchmal drei bis vier Meter hoch liegt, hinaus."

Neben diesen Levitationen, die als Initialerlebnis einer „Unterweltreise" auftreten, finden wir auch in der Studie Sirokogorovs solche Phänomene erwähnt, die in der Parapsychologie unter dem Stichwort „Telekinese" zusammengefasst sind: „Es sind Fälle bekannt, in denen sich ... in den Händen von Menschen Gegenstände zeigten, die diese früher nicht besessen hatten, und zwar ohne dass der Schamane irgendwie beteiligt gewesen wäre oder sich ihnen genähert hätte.

Ein interessanter Fall wurde mir über die Fähigkeit einer grossen Schamanin berichtet: ‚Zwei russische Fischer beschuldigten die Schamanin, dass sie sie betrüge. Um sie zu prüfen, warfen sie eine Goldmünze in den Fluss und forderten die Schamanin auf, sie wieder herbeizuschaffen. Nach lang andauerndem Schamanisieren hiess sie den einen Fischer die zur Faust geballte Hand zu öffnen. Darin zeigte sich die Goldmünze. Darauf fingen die kleingläubigen Zänker an, ihr furchtsam aus dem Weg zu gehen."

Diese Sätze schrieb der russische Forscher 1918, ein Jahr nach seinen Feldforschungen bei den Tungusen nieder. Und er fügte, noch im Banne ähnlicher, eigener Erlebnisse bei diesem Volk hinzu: „Solcher Tatsachen sind heute bereits viele bekannt, doch muss ich ihre Erklärung vorderhand auf die Zukunft verschieben." Siebzehn Jahre später versuchte er eine Erklärung.[4] Sie befriedigt den Leser nicht recht, denn Sikogorov bringt die Phänomene nicht in Zusammenhang mit der parapsychologischen Forschung, die in der Tat der Schamanin nach sorgfältiger Dokumentation einen vermutlichen Fall von Telekinese gesehen hätte. Vielmehr deutet er die Levitationen grosser Schamanen, die ihm von seinen tungusischen Gewährsmännern mitgeteilt wurden, ihr Fliegenkönnen, sowie das Schweben in der Luft, als Halluzinationen der Beobachter. Man wird ihm zugestehen, dass während dieser Praktiken Trommelklang und Gesang, besonders der von den Zuschauern gesungene Refrain, der die „Zwiegespräche mit Geistern" begleitet, zu Suggestion und Hypnose führen können. Wie bei den „mediumistischen Seancen" oder bei manchen „Wunderheilern" wird auch bei den schamanistischen Veranstaltungen die Erregung der Teilnehmer durch Musik und Gesang angestrebt, um ein affektives, den Erfolg begünstigendes „Mitgehen" zu bewirken.

Was aber weit mehr bei dem Erklärungsversuch Sirokogorovs überrascht, das ist der Wechsel in seiner Position: Hatte er noch während seiner Forschungsarbeiten bei den tungusischen Stämmen all das, was er selbst mit eigenen Augen gesehen, sowie das, was ihm durch verlässliche Gewährsmänner berichtet worden war, unvoreingenommen und sachlich aufgezeichnet, so ist er siebzehn Jahre später eher bereit, dem Zeugnis sowohl seiner Berichterstatter wie dem seiner eigenen Sinne zu misstrauen als etwas Aussergewöhnliches zu akzeptieren.

[4] Sirokogorov, Psychomental complex op. S. 347, 331/32, 364.





Eine der wichtigsten Voraussetzungen für das Gelingen der magischen Praktiken ist der Glaube des Schamanen an Geister und die Vorstellung, dass Krankheit eine Besessenheit durch Geister sei. Solche Geistereinwirkung soll der Schamane besänftigen und unschädlich machen. Er versucht dies mit Hilfe der „Schamanen-Geister" oder ihrer Gehilfen.

Was soll man sich unter derartigen Geistern vorstellen? Sind sie nichts als Phantasievorstellungen, die durch schamanistische Ekstasen suggestiv erzeugt werden, gleichsam „Objektivationen von Ekstase-Zuständen", wie Vierkandt, ein moderner Forscher es ausgedrückt hat? Nach den Berichten hat es den Anschein, als sei es mehr. Bogoras[5] erzählt vom Tschuktschen-Schamanen Qorawge, dass er die Stimmen von „Geistern" so nahe dem Ohr des Lauschenden zu bringen wusste, dass dieser die volle Illusion eines in der Nähe Sprechenden oder Flüsternden hatte. Hierdurch stutzig geworden, machte er dann mit Hilfe eines Grammophons Aufnahmen von den Geisterstimmen einer Schamanin. Diese sass zwanzig Meter von dem Grammophon entfernt. Trotzdem waren auf der Aufnahme die Stimmen so nahe, als ob sie direkt in den Aufnahmetrichter gesprochen hätte. In einer andern Sitzung vermochten nach Bogoras die „Geister" das innere Zelt zu lupfen, sodass das Zwielicht des äusseren durchschimmerte. Sie hätten Gegenstände geworfen und anschliessend Lampen gelöscht, seien aber immer körperlos und unsichtbar geblieben. In ähnlicher Weise berichtet auch Sirokogorov über die Wirksamkeit der „Schamanen-Geister":

„In einer Sippe der mandschurischen Yvynki versammelten sich, nachdem ein Schamane anderen Schamanen und den übrigen Leuten grosses Unheil bereitet hatte, vier Schamanen und beschlossen, den Unheilstifter zu vernichten. Sie liessen gegen ihn einen Geist in Gestalt eines Bären los, der sich unerwartet auf den Schamanen warf. Diesem gelang es zwar noch, sich in seine Behausung zu retten, doch wurde er dort von unsichtbaren Geistern geschlagen und konnte gerade noch sterbend sagen, dass auch die anderen Schamanen ihm folgen würden. Wirklich starben bald nach seinem Tode alle vier aus verschiedenen Ursachen ..."

„Einmal wurde ein Schamane längere Zeit von irgendeinem Geiste verfolgt. Als er sich an die ihm untergeordneten Geister wandte, endete das mit einem Misserfolg. Da fasste er den Entschluss, energische Massnahmen zu ergreifen: er verfertigte ein kleines Kultsymbol, liess in ihm den Geist, der ihm Schaden zugefügt — welcher es war, wusste er selbst nicht — Wohnung nehmen und brachte dem Gebilde mit dem Messer eine Reihe Stiche bei. Als er heimkehrte und sich seiner Behausung näherte, geriet er plötzlich in einen Zustand der Erregung und brachte sich mit demselben Messer eine Menge Wunden bei, worauf er starb. Nun stellte sich heraus: sein eigener Geist, der sich von dem ihm unliebsamen Gebieter befreien wollte, hatte den Schamanen zum Kampf herausgefordert, nachdem er von diesem in dem Kultsymbol untergebracht war, nahm

[5] Bogoras, W.: The Chukchee, part II, The religion. Mem. Am. Mus. Nat. Hist. Bd. II. New York 1907. S. 436; S. 444 erzählt er von einer Grossen Eskimo-Schamanin, die einen grossen Felsstein auszuwringen vermochte, so dass ein Regen kleinerer auf das Fell ihres Sitzes niederprasselte, danach der Stein aber ganz blieb.

dann im Schamanen selbst Wohnung und jetzt wiederholte dieser die gleiche Operation, aber am Leibe dieses Schamanen."

### *Telepathie und Praekognition*

Sehr häufig, und geradezu als Selbstverständlichkeit werden von den Schamanen telepathische oder praekognitive Leistungen berichtet. So erzählt Sirokogorov: „Dank einer bemerkenswerten Anpassung der Kräfte und der sich manchmal über mehrere Tage erstreckenden Dauer ihres Auftretens gelingt es den Schamanen nach den Mitteilungen ihrer Anhänger, auf weite Entfernungen hin Verbindungen anzuknüpfen oder andere ihrer Kollegen zur Hilfe herbeizuzitieren." Jochelson[6] teilt folgende Voraussage des Schamanen Shintana für seinen Bruder Shilga mit: er sagte ihm den Tod durch einen Bären voraus, wenn er drei Tage nach dieser Prophezeiung so unvorsichtig wäre, den Lagerplatz zu verlassen. Der Bruder hörte nicht auf den Schamanen. Er holte aus dem abseits gelegenen Vorratshaus Fleisch und wurde auf dem Rückweg zum Lager von einem Bären angefallen und getötet.

### *Aussergewöhnliche Fähigkeiten unter dem Einfluss der „Geister"*

In vielen Berichten taucht immer wieder das Motiv auf, dass Schamanen während ihrer kultischen Vollzüge ausserordentlich unempfindlich gegen Schmerzen jeglicher Art sind, sich selbst Schnitte und Stiche beibringen oder Phänomene an ihrem Körper provozieren, die den Forschern unerklärlich schienen:
„Wir hatten Gelegenheit" — schreibt Sirokogorov — „mehr als einmal eine aussergewöhnliche Unempfindlichkeit bei Schamanen zu beobachten. Haben sie den „Geist des Feuers" in sich aufgenommen, dann treten sie in einen Haufen glühender Kohlen, manipulieren mit glühendem Eisen, belecken brennende chinesische Räucherkerzen und nehmen sie in den Mund, kurz — sie fürchten überhaupt keine hohen Temperaturen." [7]
Derselbe Forscher weiss aber noch Erstaunlicheres von den Künsten der Schamanen und der Herrschaft über ihren Körper zu erzählen:

„Die grossen Schamanen... sind in Gegenwart einiger ‚Geister' bei hoher Konzentration sogar imstande, ohne physische Einwirkung an ihrer Stirn durch die Haut hindurch Blut hervortreten zu lassen, wobei das Bluten unmittelbar nach der Entfernung des „Geistes" aufhört."

[6] Jochelson, W.: The Yukaghir. Mem. Am. Mus. Nat. Hist. Bd. 13,2 S. 199, dto Sirokogorov, Versuch, S. 64; S. 60 sagt er: „So kann der Schamane, wenn der syvén (ein Schamanengeist) die Gestalt eines Vogels hat, sich wie ein solcher gebärden, hat der syvén aber das Aussehen eines Tigers, so kann der Schamane die Gestalt eines Tigers annehmen. Somit it der Schamane... imstande, die Verwandlungen mit sich vorzunehmen und sich als Geist in Gegenständen, Menschen und Tieren niederzulassen".

[7] Hierüber ber. Akiba, Takaschi, Feuer und Schamanismus in Korea, der Mandschurei und Mongolei. (Jep.) Minzokugologie Ku-Kenkga, Bd. 14, 1961.



„Geht der „Geist des schwangeren Weibes" in eine Schamanin ein, so wird deren Unterleib grösser und nimmt schliesslich derartige Ausmasse an, dass man den Eindruck hat, sie werde auf der Stelle gebären. Dann lässt sie ihren Unterleib befühlen und gibt vor, sie werde gleich ein „Geister-Kind" hervorbringen. Doch ist selbstverständlich keiner der Anwesenden bereit, dieses Kind entgegenzunehmen. Nach der Entfernung des „Geistes" sinkt der Leib der Schamanin sofort auf den normalen Umfang zusammen."
Wie sehr die natürlichen Kräfte des Körpers eines Schamanen sich steigern, sobald ein „Geist" von ihnen Besitz ergiffen hat, berichtet Sirokogorov erstaunt: sie verfügten über eine unglaubliche Beweglichkeit und führten Sprünge aus, zu denen sie es in normalen Zeiten niemals bringen würden. So heisst es dort:

„Ich habe einmal einen alten Schamanen von über 80 Jahren beobachten können. Er war blind und konnte sich ohne fremde Hilfe überhaupt nicht mehr vorwärts bewegen. Als man ihm das Schamanenkostüm angelegt hatte — es wog auf alle Fälle mehr als 30 Pfund — begann er die Schellentrommel zu schlagen und nicht weniger als einen Meter hoch zu springen. Er tanzte mit einer Leichtigkeit, die bei seinem gebrechlichen Zustand völlig unverständlich war."

### *Die Seelenexkursion*

Die grösste Leistung der Schamanen besteht in der „Unterwelts- bezw. Himmelsreise" — oder, um es mit dem Begriff der „psychischen Forschung" (psychical research) zu sagen — in der Seelen-Exkursion.
Zu ihrem Verständnis muss man wissen, dass die Völker Nordasiens meistens mehrere Seelen in einem Körper annehmen. So kennen die Jakuten beispielsweise drei: die Lebens- oder Luftseele, die sich im Odem zeigt und der zugleich die Fähigkeit des ausserkörperlichen Schweifens eigen ist. Man denkt sie sich vogelgestaltig. Weiter die Erdseele in Gestalt eines Fisches und eine Mutterseele in Gestalt eines Rens.[8] Die Juraksamojeden und die Lappen waren überzeugt, dass in der Ekstase die Lebensseele den Schamanen verlässt, um zu den Geistern zu wandern. Jedoch unternimmt der Schamane die als lebensgefährlich angesehene „Unterweltreise" nur in besonderen Fällen. Sirokogorov berichtet über die „Unterweltsreise" einer Tungusenschamanin:

„Eine Schamanin hatte sich nach der Welt der Toten aufgemacht, um dort die Seelen der längst verstorbenen Ahnen der Sippe wiederzusehen. Die Reise nach der Welt der Toten ist nicht einfach, lang und gefahrvoll, denn in dem Moment, in welchem die Seele des Schamanen den Leib verlässt, kann sie auf dem Wege durch dessen Feind ergriffen oder durch irgendeinen Geist angehalten werden. Manchmal ereignet es sich auch, dass der Schamane bei einem Auftreten mit diesem Ziel nicht wieder zur Besinnung gelangt und stirbt. Als nun der Geist der Schamanin ihren Körper verliess, da warf sie sich auf ein eigens aus vielen hölzernen Fischen hergestelltes Floss, das mit der Haut eines frisch erlegten Hirsches be-

[8] Paulson, I.: Die primitiven Seelenvorstellungen der nordeurasischen Völker. Stockholm 1958, S. 182, 348; Jochelson op. cit. S. 168.

deckt war. Kurz vorher war es mir gelungen, den Schlag des Pulses mit 110 festzustellen. Bald nachdem sie niederfiel, wurde der Körper nach und nach kälter und der Puls schwächer, so dass, kaum bemerkbar, nur noch 52—54 Schläge zu konstatieren waren. Ohne Bewegung lag die Schamanin da, wobei die Körperwärme noch tiefer sank. Ihre Seele kehrte nicht zurück und der Leib verriet keine Spur von Lebendigkeit. Dieser Zustand dauerte etwa eine halbe Stunde... Nun wurden die Assistenten unruhig und begannen sie bei Namen zu rufen, ohne dass sie darauf reagierte. Darauf wurde mit einem Stein Feuer geschlagen, man bespritzte die Daliegende mit Wasser, zupfte sie und nahm ähnliche Versuche mit ihr vor, bis sie endlich einen schwachen unterdrückten Laut von sich hören liess. Nun schlugen die Gehilfen rührig die Schellentrommel... und fingen an, laut zu schreien. Da wurde die Schamanin wärmer, richtete sich auf, sprang hoch, ergriff die Trommel und begann von neuem zu singen und sich zu bewegen — ihre Seele war zurückgekehrt."

„Kleine" Schamanen können diesen Zustand nicht erreichen; vielmehr brauchen sie dazu stimulantia, wie etwa die Haut des Fliegenpilzes oder den Sumpfporst (ledrum palustre).[9] Ihre Wirkung hält jedoch nur kurze Zeit an, und die schädlichen Folgen stellen sich sehr rasch ein. Bei den Skythen und ostiranischen Stämmen verwandte man Hanf. Er wurde zur Erzeugung von Hanfrauch auf glühende Steine gestreut, die in der Zeltmitte in ein offen brennendes Feuer gelegt waren. Diese Technik, mit Hilfe irgendwelcher stimulantia einen ausserordentlichen Zustand zu erlangen, ist jedoch uralt. In der „Himmelsreise Arda Viraf" (Ausgang der Sasanidenzeit, um 600 n. Chr.) ist uns die Schilderung einer solchen Seelenexkursion während der künstlich herbeigeführten Ekstase erhalten. Die Magier wählten einen dreissig Schritt im Umkreis messenden Opferbezirk aus. Arda Viraf wusch sich, legte neue Kleider an und parfümierte sich. Auf einem ausgebreiteten neuen Kleid nahm er Platz, verrichtete Opfer und meditierte. Unterdessen füllten die Diener drei Goldbecher mit Wein und Hanfextrakt. Er trank und schlief auf dem Kleide ein. Sieben Tage und sieben Nächte lag er in Bewusstlosigkeit, während seine Seele die „Cinvatbrücke" überschritt — eine Metapher für die Himmelsreise der altiranischen Schamanen.[10]

Das Motiv der Seelenexkursion scheint aber nicht nur in den Berichten über den späten und frühen Schamanismus aufzutauchen; wir begegnen ihm in der frühen Menschheitsgeschichte sehr häufig. So stossen wir — um nur einen Vergleichsfall zu zitieren — etwa bei ethnologischen Berichten aus Australien, einem Kulturbereich, der in keiner Weise mit der asiatischen Tradition verknüpft ist, auf dasselbe Motiv der „Unterweltsreise" eines Zauberers:

„Es liegt ein Mann da und schläft, ein gewöhnlicher Mensch, aber im Schlaf denkt er plötzlich: „Warum eigentlich bin ich kein Medizinmann, ich könnte ein Medizinmann werden." Er träumt und seine Seele verlässt ihn im Schlaf und geht fort. Die Seele geht durch viele Länder, bis sie an ein sehr tiefes Wasserloch kommt, auf dessen Grund sie die Schöpferschlange sieht. Die Seele kommt zurück. Die Seele spricht: „Mein Vater, komm mit mir, tauche mit mir in das tiefe Wasser, ich habe da etwas gesehen." Der Mann erwacht nach seinem Traum und beginnt ein unstetes Wanderleben, bis er irgendwo die Wasserstelle findet, die seine Seele im Traum gesehen hat. Dann legt er sich an den Rand dieser Wasserstelle nieder und schläft ein... Im Traum taucht die Seele tief in das Wasser..., und im Traum fühlt der Medizinmann, wie er stirbt. Die tote Seele aber taucht weiter, bis sie an eine Höhle kommt... in der Höhle ist eine grosse Schlange. Die Seele setzt sich hin, und die Schlange spricht mit ihr und gibt ihr die „Medizin". Daraufhin taucht die Seele wieder an die Oberfläche des Wassers und kommt zurück. Der Mann erwacht und fühlt, dass er wieder lebt."[11]

[9] Tschumbinov, G.: Beiträge zum psychologischen Verständnis des sibirischen Zauberers. Diss., Halle 1914. S. 44.

[10] Barthélmy, A.: Artâ-Virâf-Nâmah, ou livre d'Arda-âf. Paris 1887.



### *Das Motiv der Zerstückung und Wiederbelebung*

Ein weiteres Motiv des Schamanismus ist das der Zerstückelung und Wiederbelebung des neuen Schamanen durch die Vorfahren-Geister der alten. Das „Zerstückeln" erinnert an ein urzeitliches Totenritual, bei dem Verstorbene tatsächlich durch die Verwandten gekocht und verzehrt wurden. Ueber ein solches, symbolisch gemeintes Ritual berichtet Lommel:

„Der Medizinmann nimmt ein Steinmesser und tötet einen der Anwesenden. Er schneidet ihn in Stücke und gibt das Fleisch der Ungud-Schlange zu fressen. Die anderen Männer sitzen ruhig da und sehen zu, wie die Schlange ihren Genossen verschlingt. Dann essen sie selbst auch von dem Fleisch. Der Medizinmann reinigt die Knochen des Getöteten sauber, er nennt die Namen der einzelnen Knochen und legt sie in einer bestimmten Reihenfolge auf die Erde... Der Medizinmann aber berührt die Knochen des Opfers, streicht darüber hin und singt. Darauf bedecken sich die Knochen wieder mit Fleisch, der Medizinmann singt so lange, bis der Getötete wieder lebt... Dann erwachen alle Männer aus dem tiefen Trancezustand, in dem sie diese Erlebnisse gehabt haben. Keiner der Männer, ausser dem Medizinmann, erinnert sich an das, was vorgegangen ist. Auch der „Geopferte" weiss nichts davon. Später aber träumt der Geopferte von der Schlange und stirbt tatsächlich in einigen Tagen."

Dieses Motiv der Zerstückelung taucht auch in anderen Berichten über den Schamanismus auf. So sollen nach tungusischer Anschauung die Geister verstorbener Schamanen das Blut des neuen trinken und sein rohes Fleisch verzehren. Auch bei den Eskimos finden wir ein ähnliches Ritual: in der tiefen Ekstase kochen die „Vorfahren-Geister" das Fleisch des Adepten und legen dann alle Körperteile wieder zusammen, ganz so, wie es der Jäger am erlegten Wild vollzog, indem er dessen Skelett zusammensetzte. Anschliessend kehrte dann in der Vorstellung der Jäger das als wiederbelebt gedachte Tier zum „Herrn der Taiga und der Tiere zurück.[12]

[11] Lommel, A: Kulturkontakt in Australien. Saeculum, Bd. 9, 1958, S. 298, 299.

[12] Lehtisalo, T.: Der Tod und die Wiedergeburt des künftigen Schamanen. JSVOu Bd. 43,3 1937, S. 13, 17. Die Alaren Burjaten kennen nach Paulson op. cit. S. 137 eine Skelettseele; sie verbleibt beim Tode des Menschen auf dem Grabe und hütet die Gebeine. Ur-

Aehnliche Erlebnisformen werden aus dem 11. Jahrhundert in Europa berichtet. Auch hier kannten manche, halb heidnisch, halb christlich Gesinnten jenes ekstatische Erlebnis, bei dem, mit einer Seelenreise verknüpft, analoge Erfahrungen berichtet werden. So findet sich im Beichtspiegel des Burchard von Worms die Darstellung folgender Seelenreise:

„Glaubst du, fragt da der Beichtvater, dass es wahr sei, was du glaubst, dass du in tiefer Nacht, wenn du im Bette liegst und dein Gatte bei dir, wenn du in Körpergestalt bist und die Türen geschlossen, „heraustreten" (exire) könntest und die Weiten der Erde mit anderen im gleichen Irrtum befangenen Menschen zu durchwandern vermagst und dass ihr getaufte und durch Christi Blut erlöste Menschen ohne sichtbare Waffen zu töten und ihr gekochtes Fleisch zu verzehren vermöchtet?" [13]

Die Ekstase scheint also ein Urphänomen der menschlichen Psyche zu sein. Dafür spricht auch ein Felsbild, das man im „Schacht" der Höhle von Lascaux (Dep. Dordogne, Frankreich) entdeckt hat. Seine Entstehung wird von Fachleuten um 20 000 vor Christus angesetzt (spätes Gravettien Périgordien). Alle Gelehrten, die sich damit befassten, sehen darin mit vollem Recht eine schamanistische Darstellung und erkennen in dem schräg mit abgespreizten Armen hingestreckten, ithyphallisch dargestellten Menschen mit vogelartigem Kopf einen gerade in Ekstase verfallenden Schamanen. Zu seiner Rechten befindet sich ein Vogel auf einer Stange — sein „Hilfsgeist". Unmittelbar vor dem Schamanen steht ein zu Tode verwundeter Wisent, aus seinem Bauch hängen die Gedärme zur Erde. Unbeachtet von den bisherigen Forschern oder fehlinterpretiert blieb eine Art Markierungszeichen zwischen dem Schamanen und dem Vogel; seine Spitze reicht bis hinunter zu dem Wisent. Manche Forscher haben dieses Zeichen fälschlich als Waffe oder Zauberstab gedeutet. Das scheint uns eine willkürliche Interpretation zu sein, die nicht alle Kompositionselemente des Bildes hinreichend und zu einer Sinneinheit verknüpfen kann. Es hat vielmehr den Anschein, als verfolge die Ekstase des Schamanen einen Zweck. Um ihn zu erreichen wird als „Hilfsgeist", der Vogel zur Rechten eingeschaltet. Die eingezeichnete Markierung gibt nun die Richtung an, in welcher der „Hilfsgeist" wirksam werden soll: zum Wisent, der waidwund geschlagen, nun eine Beute des Schamanen werden soll. In diesem Sinne könnte das Bild zur Erinnerung an eine, mit Hilfe der Ekstasetechnik erfolgreich beendete Jagd gezeichnet worden sein oder aber als eine Art Meditationsbild zu einer erfolgreichen Jagd hingeführt haben. Der urzeitliche Schamanismus ist also ganz auf die Jagd bezogen und wie daran nur Männer teilnehmen, sind also auch nur männliche, nie weibliche Schamanen bekannt. Erst im Neolithikum Sibiriens (Grab einer Schamanin von Ust-Udinsk 1700 v. Chr.) sind weibliche Schamanen nachweisbar.

zeitlich sind sicherlich die Leichenzehrer der Jakuten, s. Sieroszewski, J.: Du chamanisme d'après les croyances des Yakoutes. RHR Bd. 46, 1902, S. 227.

[13] Schlösser, A.: Untersuchungen zum Aberglauben des frühen Mittelalters. Diss. Frankfurt a. M. 1924. Capitulatio de partibus Saxoniae ed. F. Sauppe. Programm, Leipzig 1891, kennt Zauberer und Hexen (Unholde) als Menschenfresser. Der Korrektor Burchardi cap. 19 nennt sie: „Eine in Weibergestalten verwandelte Dämonenschar, die die Einfalt der Menge Holde (Unholde) nennt."



*Die kultische Tracht des Schamanen*

Zu seinem Auftreten braucht der Schamane neben dem traditionell überlieferten Kostüm eine Anzahl von Requisiten, ohne die keine Sitzung denkbar ist. Diese Kostüme sind in doppelter Hinsicht auffällig: wegen ihrer stilisierten Formen und der zahlreichen und verschiedenartigsten Gegenstände, mit der diese Gewandung behängt ist. Sehr häufig trifft man auf die sogenannte Vogelkleidtracht (s. Abbildung 1) d. h. ein Kostüm aus Stoff oder Fell, durchgängig besetzt mit

Abb. 1) Tanguten Schamanin im Federkleid und mit geweihgekrönter Kappe. Museum für Völkerkunde München.

Vogelfedern, sodass für den Betrachter der Eindruck eines Vogelkleides entsteht. Zu dieser „Berufskleidung" des Schamanen gehört ein Kopfschmuck, der meistens in eine Geweihkrone ausläuft. Diese kann entweder ein kleines Hirschgeweih bilden oder — wie ältere Darstellungen (s. Abbildung 2) erkennen lassen, aus einem vollständigen Tiergeweih bestehen. Andere Kopfhauben sind mit Federn von einem Königsadler oder Uhu geschmückt; und es gibt auch solche, die aus dem vollständigen Balg eines Uhus bestehen. Mannigfaltig sind die schamanistischen Gerätschaften, die als Anhängsel locker am Kostüm oder am Gürtel befestigt sind: Vogelfigürchen mit ausgebreiteten Schwingen, Glöckchen, die bei der leisesten Bewegung zu klingeln anfangen, primitive Darstellungen von Bären und anderen Vierfüssern, Spiegel und Knochen. Zu den unentbehrlichen Requisiten gehört auch die Trommel des Schamanen. Sie besteht aus einem schma-

len, runden oder ovalen Reifen, der mit Tierfell bespannt und mit symbolischen Darstellungen verziert ist. Der damit hervorgebrachte Rhythmus dient dazu, die ekstatischen Tänze zu untermalen.

Abb. 2) Tungusen Schamane mit Hirschgeweihmaske. Nach Abb. 73 bei: Clark, J. D. Excavations at Star Carr. Cambridge 1954.

*Praehistorische Vorbilder*

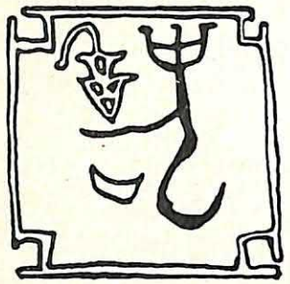
Aehnliche Funde, wie die bereits erwähnten aus der Höhle von Lascaux, wurden noch an vielen anderen Stellen gemacht. So entdeckte man in Malta (Krs. Irkutsk) und Mezin in der Ukraine eine Reihe von Fragmenten aus der gleichen geschichtlichen Epoche, die rudimentär auf das Vogelkleid und den „Vogelkopf" des Schamanenkostüms verweisen und auch Vögel als „Hilfsgeister" dieser Figuren erkennen lassen. In Malta fand man ausserdem beinerne Vogelfigürchen, die ihre Schwingen im Flug ausbreiten, am Schwanzende durchbohrt — genau so, wie die Anhängsel, die russische Forscher um die Jahrhundertwende noch bei den Schamanen vorfanden. Die erste volle Darstellung eines Vogelkleidschamanen aus dem 1. vorchristlichen Jahrhundert ist uns aus zwei Fundstellen bekannt: einmal durch einen Fund am Berg Karaulnaja (Narymfluss, unweit von Tomsk) zum anderen vom Ischimkafluss (Krasnojarsk, Gebiet der Jugravölker).



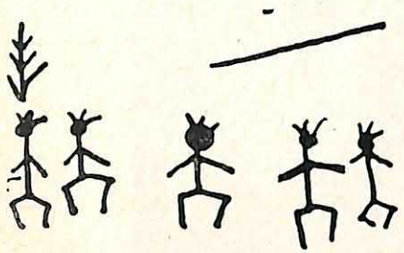
Dort entdeckte man als Anhänger Gussformen von Schamanen, die ein Federkleid trugen (vgl. dazu Abb. 3) — die bisher ältesten Vorläufer der Tracht der

Abb. 3) Nach A. V. Schmidt: Einige Motive der prähistorischen Kunst Transwaliens, Artibus Asiae, 1930/32

Lamutenschamanin (vgl. Abb. 1). Weiter waren unter den dort gefundenen Weihegaben ein Spiegel und die „Dreizackkrone", sowie Elch und Bär — ebendieselben typischen Schamanengerätschaften wie sie noch bis zur Jahrhundertwende im Gebrauch waren. Alle diese Anhänger hatten amulettartigen Charakter; sie sollten eine schützende Funktion ausüben. Während nun der Spiegel — eine als „toli" bezeichnete, blankgeschliffene Kupferplatte — vor allerlei Feinden schützt, bewahrten die „Dreizackkrone" sowie die Tieramulette vor den Angriffen wilder Tiere, dem Bären oder dem Elch. Vorläufer der „Dreizackkrone" sind die geweihgekrönten Tiermasken, wie wir sie aus der Grotte der Trois Frères (Dordogne, Frankreich), von Poggenwisch (Ahrensburh- Hamburg, nach C 14 Datierung um 10 000 v. Chr.) und aus der neolithischen Siedlung von Star Carr kennen.



Inschrift auf einem Bronzegefäss des Typus „YI".
Menschenfigur mit Dreizackkrone, ein Gefäss des Typus „YI" vor sich haltend.
Nach: Hentze, C.: Göttergestalten in der ältesten chin. Schrift. Antwerpen 1943, Abb. XVII, 1, S. 53.



Sibirische Schamanen mit Dreizackkrone. Nach Garma Sandschajew in: Anthropos Bd. 23, 1928, Taf. 1 nach S. 955.

*Bilanz*

Für den Ethnologen ist es überaus interessant, wenn er bei seinen Forschungen auf solche Muster des Verhaltens und Erlebens stösst, die nicht einmalig und individuell, sondern typisch sind und innerhalb eines Kollektivs den roten Faden für die geschichtliche Entwicklung dieses Volkes oder Stammes abgeben. Bei den Schamanen in Nordasien fanden wir eine ganze Reihe solcher Motive, die sich um das Zentrum einer animistischen Ideologie und deren Techniken seit Jahrtausenden erhalten haben. Von grosser Bedeutsamkeit sind solche Phänomene, die wir heute als parapsychisch bezeichnen. Sie bilden wichtige Bestandstücke einer kultischen Tradition, der Schamane, der sie ausübt, wird ganz davon ergriffen, er gerät in einen ausserordentlichen Zustand der Trance oder Ekstase und kommt darin zu Leistungen, die den von der Parapsychologie untersuchten Leistungen Sensitiver ähneln. Von diesem magisch-mythischen Zentrum aus wäre es lohnend, das gesamte Weltverständnis dieser primitiven Kulturen zu untersuchen. Man dürfte sich wohl für unser Weltbild manche Bereicherung davon erwarten.



# Die Bedeutung der Schamanenforschung für die Parapsychologie

von John Mischo

## I.

Was von verschiedenen Forschern über die Welt der Schamanen und ihre magisch-geistergläubigen Praktiken zusammengetragen wurde, ist für die Parapsychologie von grossem Interesse. Zwar wird man eine Anzahl der berichteten Phänomene — vor allem solche, die nicht durch die betreffenden Forscher selbst beobachtet, sondern von einheimischen Gewährsmännern erzählt wurden, mit besonderer Vorsicht betrachten müssen; wissen wir doch selbst aus eigener Erfahrung, wie leicht sich um sonderbare Geschehnisse Gerüchte ranken und ein „Mythos" entsteht. Dennoch müsste man schon blind sein, wenn man in den ethnologischen Berichten über diese kultische Tradition verkennen wollte, wie häufig und konstant sich die Geschehenstypen parapsychischer Phänomene: Telepathie, Hellsehen, Praekognition und Psychokinese behaupten. Die Mehrzahl der Fälle hat einen mehr oder weniger anekdotischen Charakter, aber es gibt einige Berichte, die auch strengeren Anforderungen einer Dokumentation standhalten. Gerade sie bieten einen starken Anreiz für eine exakte Nachprüfung durch die Parapsychologie — nicht nur am Schreibtisch, sondern in der lebendigen Mannigfaltigkeit ihrer Erscheinung. Doch hier stossen wir auf dieselbe Entwicklung, die wir auch bei andern „primitiven" Kulturen feststellen: sie sind rettungslos zum Aussterben verurteilt, sie werden von der Zivilisation überrollt, und die ganze Ursprünglichkeit einer lebendigen Tradition schrumpft fortwährend zusammen, sodass es heutzutage kaum noch möglich ist, solche Beobachtungen zu machen wie vor dreissig oder fünfzig Jahren. Eine irreparable Sache also? Müssen wir mit der Feststellung: unbewiesene, aber vermutlich paranormale Phänomene die Akte „Schamanismus" schliessen oder finden wir darin noch mehr und Bedeutsameres?

## II.

Warum — so fragt man unwillkürlich — sind die Ethnologen den paranormalen Phänomenen im Schamanismus nicht weiter nachgegangen, nachdem sie ihre Bedeutung in der Struktur des Kultes erkannt hatten? Gewiss war die Aufmerksamkeit der Forscher zunächst auf den gesamten Lebens- und Kulturbereich des Volkes gerichtet, das sie untersuchen wollten, und die parapsychischen Phänomene lagen für sie vorerst in einer zu vernachlässigenden Grenzzone. Weshalb haben sie bei einer intensiveren Forschungsarbeit diese Berichte, statt genauer zu untersuchen, in einer anekdotischen Form belassen? Ein Blick auf die zeit-

geschichtlichen Hintergründe lässt uns einige Zusammenhänge ahnen. Als der Hauptteil der Untersuchungen an Schamanen veröffentlicht wurde, war die Parapsychologie als „Wissenschaft von den okkulten Erscheinungen" (Driesch) erst im Entstehen. Noch galt sie im akademischen Lehrbetrieb nicht als hoffähig und wurde zumeist als Nebenbeschäftigung einzelner oder bestimmter Interessenguppen betrieben. In der vornehmlich kausalistisch-mechanistisch denkenden Gelehrtenwelt hätten Ethnologen mit gesicherten Beobachtungen paranormaler Phänomene sich den Vorwurf der Unwissenschaftlichkeit zugezogen und alles andere als Anerkennung vom Gros ihrer Kollegen geerntet. Aber abgesehen von dieser Frage eines möglichen Prestigeverlustes, den der Forscher hätte in Kauf nehmen müssen, wäre bereits vorher ein Ausbruch aus der zeitgenössisch- traditionalistischen Auffassung vom Menschen und der Welt notwendig gewesen, um die Paraphänomene bei diesen „primitiven" Stämmen vorurteilsfrei zu sehen.

Nun gehört es zu den Eigenheiten der menschlichen Natur, dass sie allezeit bereit ist, „curieuse und ergetzliche Historien" wohlwollend und mit leisem Schmunzeln zu akzeptieren. Man kann sie zur Erbauung hören und fühlt sich nicht verpflichtet, sie ganz ernst zu nehmen. Anekdotische Berichte über paranormale Phänomene tragen dem Rechnung; sie entschärfen den provokatorischen Charakter, der immer diesen Erscheinungen in einer rationalistisch denkenden Umwelt anhaftet. Und so entstand eine noch heute weithin verbreitete Vorstellung vom Schamanismus, die H. Findeisen sehr treffend charakterisiert. Er sagt, dass unter Schamane fast immer ein „primitiver Zauberer" verstanden würde, ein Wesen also, das auf Grund „unwissenschaftlicher" Natureinsichten verführt würde, mit Hilfe magischer Praktiken Naturabläufe zu beeinflussen. Und er fährt fort: „Im Hintergrund solcher Erwähnungen von Schamanenzauberern steht dann immer die Ansicht, dass wir es ja gegenüber diesen primitiven Geisterbeschwörern so unendlich weit gebracht haben, um nur noch mit einem überlegenen Lächeln von solchen Verirrungen des menschlichen Geistes sprechen zu können. Ueber die Problematik und die Möglichkeiten des Zauberns gibt man sich bei solchen Erwähnungen natürlich erst recht keine ernst zu nehmende Rechenschaft, denn unsere Zauberer sind die Techniker aller Art, und diese sind auf die Magie im alten Sinn schlecht zu sprechen."[1]

Weshalb eigentlich stossen wir bei der Diskussion des Zaubers ebenso wie bei der Existenzfrage paranormaler Phänomene ganz allgemein immer wieder auf derartig vielfältige Abwehrreaktionen? Diese reichen von einem Versuch, „das Unheimliche" lächerlich zu machen über demonstrative Besserwisserei bis zur erbitterten Ablehnung um jeden Preis.

Warum wohl?

Findeisen ist der Ansicht: „Unsere heutige Zauberkunst basiert eben auf der modernen experimentellen Naturwissenschaft, und die Ansichten über die Natur, einschliesslich des Menschen, wie sie gegenwärtig das Feld beherrschen, stammen aus einer stark materialistischen Forschungsepoche. Damit ist notwendigerweise eine deutliche Einseitigkeit der Auffassungen bezüglich der Natur in unseren Schulen und Universitäten zur Herrschaft gelangt."[2] Mit diesen Worten ist etwas über den Zustand, nicht aber über die, jene Abwehrhaltung auslösende Motivation gesagt. Warum stossen wir, sobald die Existenz paranormaler Phänomene oder die Wirksamkeit des Zaubers zur Debatte steht, bei einem rein naturwissenschaftlichen Weltverständnis mit erstaunlicher Gleichförmigkeit (von wenigen Ausnahmen abgesehen) immer wieder auf dieselbe Haltung? Haben wir es hier etwa mit einem heimlichen Tabu unserer modernen Gesellschaft zu tun?

[1] Findeisen, H.: Schamanentum, Stuttgart 1957, S. 13



## III.

Unzweifelhaft stellt der provokative Aufforderungscharakter der Psi-Phänomene für das Bewusstsein des neuzeitlichen Menschen eine Art von Kränkung dar. Sie besteht zu einem guten Teil darin, dass jene, vielfach in den Bereich des Aberglaubens verwiesenen, „okkulten" Erscheinungen in ihrer Existenz durch systematisch angelegte Experimente der Parapsychologie bewiesen wurden, ohne dass es gelang, sie in einen naturwissenschaftlichen Erklärungszusammenhang einzubauen. Bis heute blieben diese beunruhigenden Fakten eine Art Sprengstoff im Gefüge eines vorwiegend physikalisch-mechanisch verstandenen Weltzusammenhanges. Ihr spontanes Auftreten stellt lediglich eine inselhafte Durchbrechung gewohnter Gesetzmässigkeiten dar, und eben jene unerreichbare Integration in einen Gesamtzusammenhang, das Nicht-Zurückführen-Können auf bereits Bekanntes wird vielfach als dauernde Herausforderung verstanden.

Es gibt nun eine Reihe von wissenschaftsgläubigen Zeitgenossen, die sich mehr oder weniger Mühe gegeben haben, die unbequemen Ergebnisse der Parapsychologie auf einen demagogisch abgestimmten, simplen Nenner zurückzuführen: Betrug, Zustimmungsbereitschaft der Massen oder aber schlicht als „Humbug" abzutun suchen. Gerade in solchen Fällen wird in der Art der Argumentation überaus deutlich, dass die Kränkung durch Psi nicht rein intellektueller, sondern weit mehr affektiver Art ist. Und man erinnert sich sofort an eine andere, ähnlich geartete Kränkung, die unserer, bereits um die Jahrhundertwende so aufgeklärten Welt durch Sigmund Freud widerfahren ist, als er gegenüber der nach aussen gelebten Wohlanständigkeit das Rückseitenphänomen der Sexualität aufdeckte. Der Widerstand, der seiner Lehre begegnete, scheint in demselben Boden zu wurzeln, aus dem auch die Ablehnung der paranormalen Phänomene verständlich wird. Es ist, so könnte man sagen, die Begegnung mit dem „Unheimlichen".

Wer die Funde von Freud voll und ganz ernst nimmt, wird gezwungen, zwei Tatbestände anzuerkennen: einmal die dynamische Kraft der Triebwelt einzusehen und zum andern ihre, allen Erziehungskünsten zum Trotz archaisch und zumeist infantil gebliebene Struktur zu realisieren. Was ihm dann begegnet, ist das „Unheimliche" in sich selbst, ist nichts anderes als der „primitive" Mensch, der noch im Innersten auf einer längst überwunden geglaubten animistischen Stufe steht.

[2] S. Anm. I. S. 13

Auch die paranormalen Phänomene werden zutiefst als „unheimlich" erlebt; fordern sie doch nichts Geringeres als eine inselhafte Gültigkeit der alten Weltauffassung des Animismus. Für Freud lagen diese Einsichten schon 1919 ganz klar zutage. In einem Aufsatz über „das Unheimliche" (Imago, V) schrieb er: „Die Analyse des Unheimlichen hat uns zur alten Weltauffassung des Animismus zurückgeführt, die ausgezeichnet war durch die Erfüllung der Welt mit Menschengeistern, die narzistische Ueberschätzung der eigenen seelischen Vorgänge, die Allmacht der Gedanken und die darauf aufgebaute Technik der Magie... Es scheint, dass wir alle in unserer individuellen Entwicklung eine, diesem Animismus der Primitiven entsprechende Phase durchgemacht haben, dass sie bei keinem von uns abgelaufen ist, ohne noch äusserungsfähige Reste und Spuren zu hinterlassen und alles, was heute als „unheimlich" erscheint, die Bedingung erfüllt, dass es an Reste animistischer Seelentätigkeit rührt und sie zu Aeusserungen anregt."[3] Alle diese Prinzipien, die im Animismus eine so grosse Rolle spielen, trifft man in den paranormalen Phänomenen wieder an: die „Allmacht des Denkens", an die das Kind und der Eingeborene glauben, bestätigen sich beim Hellsehen, der Telepathie und der Praekognition; der jahrtausende alte Traum, sich magisch in die Luft erheben zu können, begegnet uns wieder in der angeblichen Levitation, die phantastische Vorstellung, mit Hilfe eines „Zaubers" leblosen Gegenständen etwas zu befehlen und durch magische Bewirkungen in der äusseren Welt eine Veränderung hervorzurufen, hat seine Entsprechung in der Psychokinese. Aus dieser Perspektive betrachtet, ist das „Unheimliche" der parapsychischen Erscheinungen wirklich nichts Neues, sondern, wie Freud sagt „etwas, dem Seelenleben von alters her Vertrautes, das ihm nur durch den Prozess der Verdrängung entfremdet worden ist. Die Beziehung auf die Verdrängung erhellt uns jetzt auch die Schellingsche Definition, das Unheimliche sei etwas, das im Verborgenen hätte bleiben sollen und nun hervorgetreten ist."[4] Mit lapidarer Kürze fasst Freud an einer andern Stelle den Kern des Problems zusammen: „Es scheint, dass wir dem Charakter des Unheimlichen solche Eindrücke verleihen, welche die Allmacht der Gedanken und die animisti- Denkweise überhaupt bestätigen wollen, während wir uns bereits im Urteil davon abgewendet haben."[5]

Hier liegt wohl die Wurzel der Abwehrhaltung, die der amerikanische Psychotherapeut Jan Ehrenwald so charakterisiert: „Der moderne Mensch hat sein wissenschaftliches Weltbild auf den Trümmern des magischen und animistischen Denkens errichtet und damit seine geheime Sympathie für die primitiven Kräfte herausgefordert, die in ihm noch wirksam sind. Er kämpft hart gegen ein „Wiederauftauchen des Verdrängten" in seiner gewöhnlichen Erfahrung an... Noch immer fürchtet er, die monströsen Idole einer versunkenen Epoche könnten ihihren Platz wieder einnehmen, den sie sonst innehatten."[6]

[3] Freud, S.: Das Unheimliche, in Kleine Schriften zur Neurosenlehre, V, Wien 1922, S. 256/257

[4] S. Anm. 3, S. 258

[5] Freud, S.: Totem und Tabu, Wien 1920, S. 115 (Fussnote)

[6] Ehrenwald, J.: Telepathy and Medical Psychology, New York 1948, S. 186



## IV.

Das Bild, das wir vom Schamanismus erhalten haben, verweist eindeutig auf Restbestände einer uralten, animistischen Weltanschauung. Kollautz hat interessanterweise eine Anzahl von prähistorischen Funden angeführt, die im asiatischen Kulturraum für eine, bis in die Urzeit zurückreichende schamanistische Tradition sprechen. Es handelt sich dabei um die empirische Bestätigung der von Wundt, Tylor, Frazer und vielen anderen Forschern vertretenen Theorie, die als Anfangsstadium menschlicher Entwicklung ein animistisches System annahmen und als reguliernde Kräfte innerhalb der animistischen Weltauffassung den Glauben an Totem und Tabu erkannten.

Die Wurzeln des Tabu liegen in der Furcht vor der Wirkung dämonischer Mächte. Die animistische Weltanschauung bevölkert den Kosmos mit einer Unzahl von geistigen Wesen, die dem Menschen wohlwollend oder übel gesinnt sind. Sie schreibt den Geistern und den Dämonen die Verursachung der Naturvorgänge zu und hält vor allem Tiere, aber auch Pflanzen und unbelebte Dinge für durch sie belebt. In den tabuierten Objekten wohnen diese Mächte, und es ist verboten, sie zu reizen. Dort aber, wo das Tabu wissentlich oder unwissentlich verletzt worden ist, muss man durch eine komplizierte Abfolge von Zeremonien die Rache der Dämonen beseitigen.

Von besonderer Wichtigkeit ist in dieser Weltauffassung das Totemtier. In ihm sah der Mensch der Jägerkultur das Göttliche verkörpert, ein Wesen voller geheimnisvoller Kräfte. Im Schamanismus findet sich das Motiv des Totemtieres überhaupt häufig; immer wieder taucht dieses „heilige Tier" in der prähistorischen Zeit als Urschamane auf. Sein Fell wurde — so will es die Legende — erstmals von einem Jäger als Kultfell im Zelt aufgehängt. Bei den Sojoten wurde der Hase, bei den Jakuten der Adler, der König der Vögel verehrt. Die Giljaken haben den Bär als Urschamanen. Mit übermenschlicher Klugheit begabt, ist er nur dem „Herren der Tiere und der Taiga", Kaira-khan, untertan. Einer teleutischen Ueberlieferung zufolge war er anfangs ein Jäger und verwandelte sich erst, nachdem er bereits dem Wahnsinn verfallen war, in einen Schamanen.

Auch in den heutigen Bräuchen der Schamanen spiegelt sich die starke Abhängigkeit von Totem und Tabu. Die Zeremonien, die sich um die Erlegung eines Bären — etwa bei den Ostjaken — ranken, verdeutlichen diesen Sachverhalt überaus anschaulich. In diesen Menschen lebt die animistische Vorstellung vom Kosmos weiter, und das, was wir hier noch als geschlossene Einheit vorfinden, wirft ein neues Licht auf die von der Parapsychologie aufgedeckten, nur als Fragment gesicherten animistischen Erfahrungen. Es hat den Anschein, als könnte uns aus dem Studium dieses bedeutsamen Hintergrundes (oder Unter-grundes) eine ganz neue Einsicht in das Wesen paranormaler Phänomene erwachsen. Was wir damit meinen, lässt sich skizzenhaft am Beispiel magischer Praktiken darlegen.

Innerhalb des animistischen Weltverständnisses stellt die Magie eine ganz entscheidende Technik zur Lebensbewältigung dar. Reinach[7] nennt sie sogar die „Strategie des Animismus". Solche Charakterisierungen treffen den gemeinten

[7] Reinach: Cultes, Mythes et Religions, T. II, Introduction S. XV

Sachverhalt, aber sie treffen ihn nicht erschöpfend. Es sind zwei verschiedene Perspektiven, die sich ergeben an diesem Punkt der Ueberlegung. Die eine geht davon aus, dass die behaupteten Erfolge des Zaubers nur in der Vorstellung des Primitiven existieren und dass ihnen kein äusserer Wirklichkeitsgehalt entspricht. Die andere Perspektive geht von den bisher durch die Parapsychologie gesicherten Erfahrungen aus, prüft den Wirklichkeitsgehalt magischer Praktiken und und stösst dann zu einem umfangreicheren Sinnerlebnis des Einzelfalles vor dem Hintergrund des gesamten, animistischen Weltverständnisses vor. Diese Einsichten in die parapsychische Forschung einzubauen würde eine fruchtbare Bereicherung unseres bisherigen Wissens bedeuten.

## V.

Am Beispiel des Schamanentums sehen wir, wie nach den Berichten der Ethnologen bis in die prähistorischen Stadien der Menschheitsentwicklung die okkulten Phänomene denselben Geschehenstypen entsprechen, die wir heute noch im Raum unserer Zivilisation vorfinden. Da ist zunächst die rein formale Aehnlichkeit der berichteten ausserordentlichen Erscheinungen. Die Gleichförmigkeit ihrer Struktur wurde aus dem Vergleich mit der Welt des Animismus deutlich. Weiter sind wir auf die Bedeutung des affektiven Zustandes und der psychischen Struktur medial begabter Schamanen gestossen sowie auf das „affektive Feld", innerhalb dessen parapsychische Erscheinungen auftreten können. Es hat sich gezeigt, dass Ethnologie und Parapsychologie eine ganze Anzahl von Problemen gemeinsam haben.

Obwohl in weiten Kreisen der Ethnologen zumindest eine starke Reserve gegenüber der Parapsychologie noch andauert, gibt es vor allem bei der „neuen Generation" Forscher, die gewillt sind, nüchtern und unvoreingenommen an die noch immer umstrittenen parapsychischen Phänomene mutig heranzutreten und sich in Verein mit der Parapsychologie damit auseinanderzusetzen. Einer ihrer Sprecher ist Hans Findeisen. Er sagt: „Mir scheint, dass die Ethnologen sehr froh darüber sein können, dass sie durch ihr Material bezüglich des mediumistischen Schamanismus, das ja nicht nur in Nordasien beheimatet ist, in einen engeren Kontakt mit der Parapsychologie kommen dürften. Die Zusammenarbeit beider Disziplinen stelle ich mir in der Zukunft für beide Teile als sehr fruchtbringend vor." [8]

[8] S. Anm. 1, S. 191



# Spuk und Hypnose

(Der Fall «Karin» von Poul Bjerre)

von Oskar Lockowandt

Am frühen Abend des 9. Mai 1904 finden sich in einer Villa in Südschweden einige Leute ein, um dem dort wohnenden Oberförster einen Besuch zu machen. Der Hausherr selbst ist jedoch verreist, und seine Frau, «Karin», empfängt statt seiner die Gäste. Auch ein ebenfalls in der Villa wohnender Geschäftsmann, der sich auf der Durchreise befindet, und ein Buchhalter nehmen an der abendlichen Gesellschaft teil. Man unterhält sich über dies und jenes, und der Abend scheint einen unauffälligen Verlauf und ein ebenso unauffälliges Ende zu nehmen — ohne besondere Zwischenfälle. Jedoch gerade dieser Abend, der so ereignisarm beginnt, wird eine ganz einzigartige und ausserordentliche Stellung in der Geschichte dieser Familie einnehmen. Um 10 Uhr begibt sich Karin ermüdet zur Ruhe und schläft sofort ein. Kurz darauf hört sie im Hausflur ein eigentümliches Geräusch. Sie springt aus dem Bett, bemerkt allerdings nur, dass der Geschäftsmann seine Bekannten hinausbegleitet. Sie versucht daraufhin, nach der Klärung des Ungewissen, wiederum einzuschlafen, wird aber bald von neuem aufgeschreckt; dieses Mal sind es schwere Schritte und drei kräftige Schläge an die Haustür, die ihr jetzt den Schlaf rauben. Sie läuft zur Tür, sieht nach und findet einen der Besucher dort im Dunkeln auf der Veranda stehen, der sich auf dem Heimweg verirrt hat und um eine Laterne bittet. Nun schon etwas aufgebracht über die anhaltenden Störungen legt sie sich wieder ins Bett, in der Hoffnung, dass dieses Mal ihre Ruhe nicht so unsanft unterbrochen wird. Gerade eben im Halbschlaf wird sie aber zu ihrem Ärger wiederum von drei groben Schlägen an die Tür aus dem Bett getrieben. Sie ist nun der Meinung, die betreffende Person käme noch einmal wegen irgendeiner Bitte um Hilfe in dieser finsteren Nacht zurück und öffnet die Tür — draussen ist jetzt jedoch niemand! Sie schaut, um sich vollends zu vergewissern, ums Haus — niemand dort! Nirgendwo in der näheren Umgebung der Villa ist jemand zu finden.

Ein wenig verwirrt, glaubt Karin schon, sich geirrt zu haben und geht wieder ins Haus, um sich mit diesem Gedanken abzufinden. Zu ihrer Bestürzung beginnt jedoch das Klopfen von neuem und verändert sogar seine Position; manchmal scheint es von der Tür herzukommen, bisweilen auch anderswoher. Eine Stunde lang hält dieses beängstigende Geräusch an; um 3 Uhr nach einer Pause noch einmal drei kräftige Schläge — dann alles still. Als aber auch am folgenden Tag kurz nach 11 Uhr abends wieder dieselben Schläge zu hören sind und sogar noch besser lokalisierbar als am Tag vorher, da gibt Karin den Gedanken an einen blossen Scherz, an einen Bubenstreich endgültig auf, ruft ihre Dienstmagd und macht sie zum Zeugen dieses unheimlichen Geräusches. Die jedoch — weniger gefasst als Karin — will daraufhin ihren Dienst quittieren, da sie unter diesen Umständen hier nicht länger arbeiten könne, wird jedoch von Karin beruhigt und in ein

Nebenzimmer geschickt. Noch zwei Stunden lang lässt sich dieses Klopfen vernehmen — dann wieder alles still. Das Geräusch verändert zwar während des Auftretens an diesen zwei Tagen seinen Charakter, hört sich im allgemeinen aber an, als ob jemand mit einem Hammer von unten gegen den Fussboden schlüge.

Am 11. Mai — einen Tag nach den für Karin so unruhevollen Nächten — kehrt der Oberförster von seiner Reise heim und lässt sich von den eigentümlichen Ereignissen in seinem Hause berichten. Kritischer als die beiden Frauen, glaubt er zunächst, die Regentraufe sei irgendwie der Grund für diese Geräusche gewesen und nimmt sich vor, auf die eindringlichen Mahnungen der Frauen hin, die Sache zu prüfen. Im übrigen verbietet er, über diese Narreteien in seiner Gegenwart zu sprechen. Aber schon in der folgenden Nacht setzen die Klopfgeräusche wieder ein und fordern den nüchtern denkenden Mann gleichsam heraus. Auf jede nur erdenkliche Art und Weise versucht er, dem Phänomen beizukommen: er durchsucht das Haus, um dem Lümmel — wie er meint — eine gründliche Abreibung zu geben, schleicht mit der entsicherten Flinte um das Haus, lässt Sand um die Villa karren, um den Strolch sich durch die Spuren verraten zu lassen und stellt Wachen auf — findet aber kein einziges lebendes Wesen, das die Ursache für diese Geräusche sein könnte. Auch von ihm eingeladene Gäste vernehmen diese Geräusche, die eine Zeitlang den gleichen Charakter beibehalten. Er zieht in Erwägung, dass möglicherweise seine eigene Frau irgendwie diese Geräusche durch «unbewusste Bewegungen» verursacht und hält sie daher fest, während das Klopfen auftritt — es bleibt jedoch nach wie vor. Durch allerlei Praktiken versucht dieser aufgeklärte Mann nun, das Geräusch irgendwie zu variieren und so unter seine Herrschaft zu bringen: Licht — so bekommt er schnell heraus — dämpft das Klopfen sehr. Um es mehr auszubreiten, ruft er: «Warum klopft es immer nur im Fussboden? Warum kann es nicht auch einmal in der Wand klopfen?» Tatsächlich hört man das Geräusch daraufhin in der Wand. Nun ist seine Widerstandskraft gebrochen und seine kritische Haltung abgebaut; er glaubt jetzt, es sei eine «fremde, unsichtbare Intelligenz», die sich durch diese Geräusche kundgibt. Er stellt Fragen an sie, und zwar in Form einer bestimmten Code: ein Schlag bedeutet «ja», zwei Schläge dagegen «nein». Er versucht, das Geräusch durch zorniges Anreden aufzureizen usw.

Durch all diese Versuche des Oberförsters wurde das ursprünglich einfache Geräusch aufgelöst; es wurde allmählich zu einem nicht mehr recht überschaubaren Komplex von Lauten. Die Versuche, die der Oberförster mit diesen Geräuschen anstellte, waren für die Aufklärung des Phänomens keineswegs völlig nutzlos. Nachdem er nämlich diese Praktiken eine Zeitlang angewandt hatte, war er in der Lage, einige interessante Aussagen über diese Geräusche zu machen. So konnte er zum Beispiel angeben, dass sie eine Vorliebe für den Dreierrhythmus hatten, dass sie von den Wetterverhältnissen unbeeinflussbar waren, dass heftige Gemütsbewegungen auf sie auslösend wirkten und dass die Anwesenheit von anderen Personen für die Geräusche bedeutungslos war. Weiterhin stellte er fest, dass sie nie am Tage, sondern immer erst nach der Dämmerung auftraten und dass sie unterschiedlich lange dauerten: es kam vor, dass sie nur ein paar Mal erschienen, bisweilen blieben sie aber auch die ganze Nacht bis morgens um 5 Uhr. Alle diese Einzelheiten jedoch waren von geringer Bedeutung gegenüber einer Feststellung, die er über den allgemeinen Charakter dieser Geräusche machte, denn sie führte zu einer



Assoziation, die der Aufklärung der Phänomene einen neuen Weg zeigte. Bald waren die Geräusche so, als ob man mit einem Hammer mit allen Kräften von unten gegen den Fussboden schlägt; bald so, als ob man nur mit den Knöcheln der Hand trommelt; bald hörte es sich dumpf an, als ob man mit der Faust gegen einen teppichbelegten Fussboden stösst; bald hörte es sich sogar klangvoll an. Einmal jedoch erschien das Klopfgeräusch in einer ganz anderen Form: man glaubte dabei, jemand klopfe von draussen gegen den Türpfosten. Der Klopfrhythmus und überhaupt der ganze Charakter der Geräusche nun brachten den Oberförster auf die Idee, eine Verbindung zwischen diesen Geräuschen und gewissen Erfahrungen, die er mit seiner Frau früher einmal gemacht hatte, herzustellen. Es handelte sich dabei um Versuche psychographischer Art, die seine Frau ehedem als Gesellschaftsspiel und zur Belustigung der Gäste unternommen hatte.

Karin interessierte sich für Psychographie und zeigte auch bald gute Anlagen für diese okkulte Praktik. «Das Alphabet und die Ziffern wurden auf einem Blatt Papier aufgezeichnet, man verband ihr die Augen und gab ihr ein Glas in die Hand; der Arm begann zu zittern, und die Hand wurde von einem Buchstaben zum andern geführt. Auf solche Weise wurden die Worte bezeichnet, und die Worte waren die Antworten auf Fragen, die dem Unsichtbaren gestellt wurden.» Die Antworten, die sie von den Abgeschiedenen bekam, wie die Spiritisten sagen, waren oft ausweichend; zumeist erhielt sie nur sinnloses Zeug und Schimpfworte. Sie setzte jedoch ihre Versuche fort, um mit allen Mitteln hellseherische Mitteilungen zu bekommen. Ihre Bemühungen blieben zwar, was das hellseherische Moment anbetrifft, erfolglos; ja überhaupt begann die Zahl der sich mitteilenden Verstorbenen kleiner zu werden. Im Frühjahr 1903 aber begann eines Tages das Glas in ihrer Hand ganz auffällig zu hüpfen und zu tanzen. Es wurde heftig, fast automatisch von einem Buchstaben zum anderen geführt und auf die Frage, wer es denn sei, der sich dort kundgeben wolle, wurde der Name «Piskator» buchstabiert. Dieses merkwürdige, unterbewusst gebildete Individuum gab sich im weiteren als ein leichtsinniger Mann zu erkennen, der gern unflätige Reden führte und ein abenteuerliches Leben hinter sich zu haben schien. Er erzählte seine früheren Liaisonen,, gab vor, eine Frau mit dem Namen Elsa geliebt zu haben und liess sich dann sogar zu der Unverschämtheit herab, Karin selbst Anträge sexueller Art zu machen. Es ist nun von ausserordentlicher Bedeutung, dass Karin nach der Séance auf Befragen stets zur Antwort gab, dieser Piskator sei keine fremde Intelligenz und kein «Geist»; denn daraus kann mit gutem Grund der Schluss gezogen werden, dass es sich bei dieser Figur des Piskators um einen unterbewusst personifizierten Teil ihrer eigenen Persönlchkeit handelt, dass Piskator also einen verselbständigten Persönlichkeitsteil Karins darstellt, und zwar den begehrlichen, triebhaften, wegen seiner moralischen Inferiorität abgelehnten Persönlichkeitsteil. Die Aufdringlichkeit dieses Piskators war sehr gross, und es ist daher leicht verständlich, dass er bald alle anderen unterbewusst entstandenen «Persönlichkeiten» aus dem Felde schlug und sich sozusagen in Karins intrapsychischen Sphären breit machte. Seine Ankunft nun gab er zu erkennen, indem er mit dem Glas ein Trommeln imitierte, dessen Rhythmus genau der gleiche war wie derjenige, den der Oberförster an dem Türpfosten seines Hauses gehört hatte. Diese Tatsache hatte ihn mit Recht dazu veranlasst, zwischen den Klopfgeräuschen und Piskator eine Verbindung herzustellen. Wer

dieser «Piskator» sei, danach fragte man nicht. Jedoch arbeitete sich die Vorstellung von ihm in das Bewusstsein der Leute ein, und wenn die Geräusche erschienen, dann sagte man sich nur: «Jetzt kommt Piskator.» Man begegnete ihm aber mit durchaus wechselnden affektiven Einstellungen: man hasste ihn und verfluchte seinen Lärm, wenn er die Nachtruhe störte; man brachte ihm jedoch auch Interesse entgegen, wenn er sich gnädig bereit fand, einige Fragen zu beantworten. Es ist natürlich leicht einzusehen, dass der Gedanke an Piskator das Phänomen der Klopfgeräusche erheblich kompliziert; trotzdem bleibt aber bedeutungsvoll, dass durch sie ein Zusammenhang zwischen den Geräuschen und den psychographischen Versuchen besteht.

Die Villa nun, in der diese merkwürdigen Dinge sich zutrugen, besass bei den Leuten der Umgebung auch wegen anderer Tatsachen die Atmosphäre des Unheimlichen. Leute, die vor der Oberförstersfamilie in dieser Villa gewohnt hatten, sollten dort «umgehen» und ihr spukhaftes Unwesen treiben. Ausserdem hatten sich auch wegen des eigentümlichen Aussehens dieses Landsitzes, den *Bjerre* als ein altes und verlassenes englisches Schloss beschreibt, allerlei mythische Spukgerüchte um dieses Haus gerankt. Eine alte Frau, die sich einmal auf seinen Stufen ausgeruht habe, sei durch ein heftiges Klopfen dort drinnen aufgeschreckt worden und habe in aller Eile die Flucht ergriffen, erzählte man sich, wobei stets bei den Leuten der Wunsch vorherrschend war, die Unheimlichkeiten durch noch grössere Unheimlichkeiten zu ersetzen. Das Haus hatte also eine lange, zwar unbewiesene und märchenhafte, aber doch bedeutungsvolle Spukgeschichte, die Karin sicherlich nicht ohne beeindruckt zu sein aufgenommen hatte.

Bei diesem Stand der Dinge bekamen die Autoren BJERRE und WIJK Kenntnis von den bemerkenswerten Ereignissen in der Villa und nahmen sofort mit der Oberförstersfamilie Korrespondenz auf, um den Spukfall aufzuklären. Sie quartierten sich zu diesem Zweck zunächst in der Villa ein und nahmen nicht eine einzige Veränderung vor, schufen also keine typische Versuchsstation, sondern überliessen das Phänomen völlig sich selbst und beschränkten ihre Tätigkeit auf die genaue Beobachtung und die Registrierung aller Tatsachen aus der ‚Spukgeschichte'. Da nun schon aus dem Bericht des Oberförsters ersichtlich war, dass die Klopfgeräusche ohne Zweifel an Karins Person gebunden waren und diese Tatsache noch dadurch gesichert wurde, dass zur Zeit einer einwöchigen Erholungsreise Karins zu ihrer Freundin nichts von diesen Klopfgeräuschen in der Villa zu hören war, machten sich die Autoren zunächst zur Aufgabe, ihr Augenmerk auf Karin zu richten, um aus ihrer Lebensgeschichte oder eventuell aus ihrer Krankengeschichte Aufschlüsse zu erhalten.

Karin ist 1877 geboren. Ihr Vater starb an Paralyse. Die Mutter und ebenfalls das zweite Kind waren gesund. 1897 verheiratete Karin sich, und ein Jahr darauf hatte sie wegen mehrerer äusserer Umstände einen Nervenzusammenbruch, von dem sie ein nervöses Leiden zurückbehielt. Es begann mit Ohnmachtsanfällen, heftigem Weinen und Zittern am ganzen Körper. Im folgenden Jahr änderte sich ihr Krankheitszustand und zeigte nun einen Zusammenhang mit den Phänomenen. Anstatt der Ohnmacht überfiel sie nun eine grundlose und unbezwingbare Angst. Die folgenden Jahre waren von wechselnder Gesundheit, wobei sie jedoch nie ganz gesund wurde. In der ‚Spukvilla' fühlte sie sich zwar nicht ganz



besonders wohl, litt jedoch nicht mehr unter den sonst üblichen Anfällen. Karin war klein, fein gebaut und hatte grosse braune Augen. Sie war von Natur aus offen und ehrlich und zeigte keine Anzeichen der Tendenz, andere hinter das Licht zu führen und zu intriguieren, wie sie bei der psychischen Hysterie üblich sind. Jedoch lag etwas Gedämpftes über ihrem Wesen, so als ob die Krankheit ihr die Lebenslust vergällte. Eine eingehende Nervenuntersuchung hielten die Autoren nicht für nötig. Ausserdem wäre es auch nicht ratsam gewesen, Karin damit zu belasten.

BJERRE begann nun die Untersuchung des Falles mit der Hypnotisierung Karins. Die Anwendung von Hypnose bei Spukfällen stellt in der Geschichte der Parapsychologie bis heute ein Novum dar und eröffnet völlig neue Aspekte für das Problem der Lenkbarkeit und Beeinflussbarkeit von Spukphänomenen. — Karins Suggestibilität war gross, sie erreichte sehr schnell den Tiefschlaf. Durch die Hypnose ist zunächst herauszufinden, ob hier in irgend einer Weise ein konstruierter Bewusstseinszustand existiert oder nicht. BJERRE lenkte sie darum auf die Klopfgeräusche, jedoch ohne den Namen ‚Piskator' zu nennen. Sie weicht aus, gibt an, sie wisse nicht, woher sie kämen usw. „Hätte da nun, wie wir erwarteten, jenseits des tiefen Schlafes ein konstruierter Bewusstseinszustand existiert, dann hätten sie diese Fragen dorthin geführt. Sie wäre dann sozusagen in einer Traumwelt aufgewacht, hätte sich von Piskator und dessen Anhang umgeben gesehen, von ihm Antwort auf alle unsere Fragen bekommen, vielleicht allmählich den letzten Widerstand ihres Ichbewusstseins verloren und mit seinem Mund geredet." Da dies nun soweit ermittelt war, konnte die Vorstellung, ‚Piskator' in ihrem Bewusstsein aktualisiert werden, weil sie ja der einzige Ausgangspunkt für den Versuch war. Die vage Vorstellung musste in eine feste Form gebracht werden, jedoch unter Umgehung der Gefahr des Sicheinbrennens.

BJERRE fragt: „Sehen Sie ‚Piskator'?"

Karin: „Nein." Sie anwortet zögernd. „Er ist weit weg."
B: „Wo ist er?"
K: „Weiss ich nicht."
B: „Können Sie nicht die Stelle sehen, wo er ist?"
K: „Nein."
B: „Gibt es hier niemand anders?"
K: „Ja, — eine weisse Erscheinung."
B: „Ist es ein Mann oder eine Frau?"
K: „Eine Frau."
B: „Ist sie jung oder alt?"
K: „Alt."

Hiermit wurde die erste kurze hypnotische Séance abgeschlossen; „Karin besass nun ein schwaches Bild des Ruhestörers ‚Piskator', er erschien ihr weit weg gleichsam wie durch einen Schleier." Es wäre nun nicht ratsam gewesen, die vage und schwache Vorstellung von Piskator schon an dieser Stelle zu vollständiger Klarheit und Konturiertheit zu erheben, da sonst die Gefahr bestand, dass diese Vorstellung Karin im Wachzustand als Halluzination verfolgte. Es galt also, so

vorsichtig als möglich zu Werke zu gehen. Die flüchtige Vision der weissen weiblichen Erscheinung wurde daher gelöscht, und Karin durfte nach einer kleinen Ruhepause geweckt werden. Sie fühlte sich wohl, ja sogar durch einen kurzen traumfreien Schlaf ein wenig gestärkt und zeigte keinerlei Beschwerden. BJERRE begann jetzt nach einer längeren Unterbrechung seinen ersten grösseren Hypnoseversuch, dessen Protokoll hier wörtlich wiedergegeben werden soll.

5. November, 5 Uhr
„Ich schläfere Karin wie gewöhnlich ein und frage:

‚Sehen Sie ‚Piskator'?'
‚Nein, da ist etwas Weisses, das schimmert so.'
‚Glauben Sie nicht, dass er hierher kommen würde?'
‚Nein' — Die Antwort kommt unschlüssig und zögernd.
‚Aber wenn wir das wollen und wenn Sie ihn bitten, glauben Sie nicht, dass er das tun würde?' — Nach einigen ähnlichen Ermahnungen antwortet sie widerwillig:
‚Ja.'
‚Wann kann er denn kommen?'
‚Das liegt bei Ihnen.'
‚Wollen Sie ihn bitten, heute abend zu kommen?'
‚Ja.'
‚Heute abend 11 Uhr, genau 11 Uhr.'
‚11 Uhr.'
‚Und da möchte er dann drei schwere Schläge schlagen. Wollen Sie ihn darum bitten?'
‚Drei Schläge.' Sie bewegte die Lippen, wie wenn sie mit jemanden spricht."

„Der Nachmittag vergeht ohne irgendetwas Bemerkenswertes. Karin fühlt sich ganz ruhig, und als das Gespräch beim Abendessen auf die Klopfgeräusche kommt, glaubt sie mit Sicherheit zu fühlen, dass nichts die Nacht stören wird. Dasselbe Gefühl beherrscht sie, als wir um 10 Uhr die Tischrunde aufhoben. Wir liessen uns in meiner Stube nieder, um das mögliche Resultat der Versuche abzuwarten. Die Zeit vergeht, während wir darüber diskutieren. Plötzlich wird das Gespräch von drei intensiven Schlägen unterbrochen. Die Uhr ist genau auf elf. Mit kurzem Zwischenraum tönen die Schläge drei Mal. Der Oberförster kommt, um uns zu holen. Er hat Licht gemacht. Karin liegt in angstvoller Unruhe im Bett. Ihr Bewusstsein ist etwas getrübt, die Arme und der Kopf bewegen sich krampfartig. Ich hörte sie flüstern: Das ist ‚Piskator' — ‚Piskator'. — Ich versuche sie zu beruhigen; dies gelingt ohne Einschläferung. Bald kommt sie wieder zu sich und hat die zitierte Aeusserung vergessen. Sie erzählt, dass sie sich unruhig fühlte, als sie ins Bett ging; sie meinte, es ginge etwas an der Tür und tapse um ihr Bett. Sie versuchte jedoch einzuschlafen; — da kamen plötzlich die drei schweren Schläge und erschreckten sie und den Oberförster. Die Klopfgeräusche hatten niemals vorher so plötzlich begonnen und so plötzlich wie jetzt ihre höchste Stärke erreicht. Als Karin ganz ruhig geworden war, setzten wir uns in den Saal vor der



Tür zum Schlafzimmer. Nach einer Weile hörte man noch ein paar Schläge, jedoch schwächer als die vorigen. Am folgenden Morgen hörten wir, dass der restliche Teil der Nacht ruhig vergangen war und dass die beiden gut geschlafen hatten. Karin fühlte sich munter und wohl."

War es durch diesen Versuch bereits möglich geworden, durch einen posthypnotischen Auftrag die Klopfgeräusche wieder herbeizuzitieren, so wurde im zweiten Versuch am Tag darauf (6. November) dieser Auftrag insofern variiert, als jetzt drei mal drei Schläge gefordert wurden, allerdings wie im vorigen Versuch mit bestimmter Zeitangabe. Nachdem Karin kurz vor der kritischen Zeit etwas unruhig und ängstlich geworden war (in ähnlicher Weise wie es oben schon bei ihrer Krankheit erwähnt wurde), erschienen auch dieses Mal die Klopfgeräusche. Der dritte und letzte Versuch soll hier wegen seiner besonderen Wichtigkeit ebenfalls wörtlich wiedergegeben werden.

7. November, 1 Uhr
„Als sie den Tiefschlaf erreicht hatte, verdunkelten wir den Raum. Wir hatten nämlich durch andere Versuche herausgefunden, dass eine Bewusstseinslage wie die hier in Frage kommende nicht bei Licht eintritt.
‚Warum wurden Sie so unruhig gestern abend, als wir um die Lampe herum sassen?'
‚Piskator kam.'
‚Aber Sie brauchen doch seinetwegen nicht unruhig zu werden; er verschwindet doch, wenn Sie es wollen.'
‚Er ist böse, er plagt mich.'
‚Warum klopfte er mehr, als wir befohlen hatten?' (Die Geräusche hatten sich nicht genau auf drei mal drei beschränkt.)
‚Er wollte nicht gleich gehen.'
‚Was waren das für Schritte, die Sie auf der Veranda hörten?'
‚Das war Piskator.'
‚Ging er dort?'
‚Nein, er kam, er wollte herein.'
‚Wann ging er?'
‚Um elf.'
‚Darf er noch einmal hierher kommen?'
‚Warum soll er denn kommen? Er plagt mich.'
‚Um zu zeigen, dass er uns in allem gehorcht. Lassen Sie ihn am Nachmittag, um 5 Uhr kommen.'
‚Um 5 Uhr.'
‚Und da soll er etwas bewegen.'
‚Nein, das kann er nicht.'
‚Ja, wenn wir das wollen, dann kann er es.'
‚Nein.'
‚Er hat es ja schon einmal vorher getan; war es nicht er, der an diesem Abend den Stuhl bewegt hat?' (Es soll sich eine Zeit vorher in diesem Hause ein Stuhl von selbst bewegt haben.)
‚Nein, das war er nicht.'

‚Wer war es denn?'
‚Das war — die alte Frau.'
Sie sagt dies zögernd, merkwürdig einen letzten Ausweg ergreifend, um der Suggestion zu entgehen; ihr Widerstand dagegen ist so intensiv, dass ich es nicht für ratsam halte, sie zu forcieren, um ein neues Phänomen zu erhalten. Ich gehe anstatt dessen dazu über, die alte zu wiederholen.
‚Wenn Piskator kommt, soll er anstatt dessen klopfen; darf er das?'
‚Ja.'
‚Er soll vier Mal klopfen — nur vier Mal.'
‚Dann soll er sofort verschwinden und nicht mehr wiederkommen, während der ganzen Nacht nicht; Sie sollen ruhig und ungestört schlafen.'
‚Ja.'

Um 4 Uhr 15 beginnt dieselbe Unruhe wie am vorigen Abend; sie steigert sich noch, wird stärker und Karin sucht mehr Gewalt über sich zu bekommen, um sie zu dämpfen. Es entfällt ihr eine Aeusserung: Wenn es heute nachts nichts wird, dann wird es niemals etwas. — Um 5 Uhr 15 hört man dumpfe Schläge. Alle bemerken sie gleichzeitig. Wir zählen zwei mal vier Schläge, aber im übrigen ist das Geräusch so schwach, dass die Schläge nicht getrennt aufgefasst werden können. Wir lassen Karin allein, und im Saal hört man fortwährend schwache Klopfgeräusche; der vierer Rhythmus überwiegt. Nachdem eine Stunde vergangen war, berichtet Karin, dass sie ihre Ruhe wieder gewonnen hat und dass sie nun glaubt, dass es nichts mehr in der Nacht werden wird. Sie begibt sich daraufhin wieder zu ihrer Hausarbeit. Als ich kurz danach in den Essaal komme, höre ich, dass es weiter klopft. Karin steht weiter frei auf dem Boden im vollen Licht der Lampe. Ich höre vier dumpfe Schläge. Ich lasse sie sich mitten auf den Tisch stellen mit einem Kissen unter den Füssen, um sie vollständig beobachten zu können. Sogar jetzt höre ich die Klopfgeräusche, aber sie werden schwächer und verschwinden bald ganz. Später am Nachmittag hört man nichts; während der Nacht ebenfalls nichts."

Durch diese hypnotischen Versuche meint BJERRE die Klopfgeräusche absichtlich hervorgerufen zu haben. Daneben spielt es zunächst keine so erhebliche Rolle, dass die Geräusche bei der ersten Sitzung absolut pünktlich erschienen, beim letzten Mal jedoch nicht. Möglicherweise kann der Grund dafür der Versuch Karins sein, die Angst zu unterdrücken, sodass durch diesen Eingriff der Ablauf des gesamten Prozesses behindert wurde. Ist nun dies tatsächlich möglich, ist es also möglich, Spukgeräusche dieser Art methodisch und absichtlich durch hypnotischen Auftrag gleichsam zur Wiederholung zu zwingen — und es gibt bei der grossen Glaubwürdigkeit des Autors keinen Grund, an dieser Tatsache zu zweifeln — dann bedeutet dies einen erheblichen Schritt vorwärts bei der Aufklärung des so umstrittenen Phänomens Spuk.

Traten nun die Klopfphänomene nicht ganz und gar regelgebunden auf, so ist doch ein Phänomen immer und in jedem Fall aufgetreten: es ist dies die eigentümliche Verwandlung Karins. Wenn sie kurz vor dem Auftreten der Klopfgeräusche noch in peinigender Angst umherlief, so wurde sie sofort still, wenn das erste Geräusch zu hören war. Sie bekam einen starren Blick und schien etwas



abwesend zu sein. Auf Fragen antwortete sie erst nach einer Weile, und über ihrem Bewusstsein lag eine leichte Trübung. Dieser Zustand hat nun grosse Aehnlichkeit mit den Angstanfällen, wie sie aus ihrer Krankengeschichte bekannt sind. „Der einzige Unterschied," so sagt BJERRE, „besteht darin, dass der Ausbruch bei dem durch die Suggestion hervorgerufenen Anfall in anderer Form geschieht. Anstelle der Ohnmacht findet sich eine leichte Bewusstseinstrübung — anstelle der Krämpfe finden sich die Klopfgeräusche."

BJERRE wurde auf diesem Wege zu der Auffassung geführt, dass die einmal in Aufruhr gebrachten psychischen Kräfte bei einem pathologischen Kraftausbruch sich nach verschiedenen Richtungen wenden können. Sie können sich in Krämpfe und eben auch in Klopfgeräusche transformieren. Die absichtliche Hervorrufung der Geräusche in der Hypnose legt allerdings diese Auffassung durchaus nahe.

Der objektiv wahrnehmbare Laut, die Klopfgeräusche, werden danach durch einen organischen Prozess gebildet, der seinen Ursprung in Karins Nervensystem hat. Um also Spukphänomene zu untersuchen, muss man zunächst alle möglichen Tatsachen und Verhaltensweisen ins Auge fassen, um dann in jedem einzelnen Falle den Prozess aus seinen Bedingungen herauswachsen zu sehen. „Die erste und einzige Ursache der Klopfgeräusche ist Karin und ihre psychische Konstitution. Ohne direkt von hysterischem Temperament zu sein, hat sie doch mehrere Jahre an einer organischen Hysterie gelitten und mit bisweilen sehr ernsten Symptomen. In dieser Krankheit hat ihr psychographisches Vermögen seine Wurzeln; die Auflösung des Selbstbewusstseins, die typisch für die Hysterie ist, prädisponiert zur Bildung von unterbewussten Persönlichkeiten und Vorstellungssphären. So wurde eine unterbewusste Welt ausgebildet, die von ‚Piskator' beherrscht wurde."

Bei diesem Gesundheitszustand nun zieht sie in ein vollständig einsames Haus, die Villa, die bei den Leuten der Umgebung die Atmosphäre des Unheimlichen besass, was sicherlich nicht ohne Einfluss auf ein so gelagertes Gemüt war. Allerdings darf in diesem Fall die Rolle der Villa nicht für so wichtig erachtet werden, da auch in ihrer Stadtwohnung schwache Klopfgeräusche aufgetreten sind. Die Villa ist also nicht die absolute Bedingung für die Geräusche; diese Tatsache widerspricht sonst in der Spukliteratur vorzufindenden Meinungen. Die Tatsachen, wie sie am 9. Mai geschehen sind, sind nun ebenfalls von grösster Bedeutung für die Symptombildung. Sie bringt den Prozess zum Ausbruch und gibt ihm erst die rechte Form. Karin liegt im ersten Schlummer, der sowieso bekanntermassen die Suggestibilität erhöht. Das Geräusch, das sie dann hört, noch betont durch den Schreck des plötzlichen Aufwachens, frisst sich mit der ganzen Kraft der Suggestion fest. Nun wird einmal diese Suggestion mit dem bei der Krankheit auftretenden Angstgefühl, zum anderen mit dem Unheimlichen, was die Villa schon an und für sich suggeriert, verbunden und fest verknüpft. Es braucht kaum hervorgehoben zu werden, dass sich diese psychischen Organisationen ohne ihr Wissen, also in der Tiefe ihrer Psyche manifestieren. Beim wiederbeginnenden Schlaf meint sie nun, eine Wiederholung der Geräusche wahrzunehmen, wie sie sie vorher hörte — in Wirklichkeit liegt nur wieder ein neuer Ausbruch der erregten Kräfte vor, wie er sich in ihrem Nervensystem abspielt. „Der Ausbruch füllt nicht ihre Seele mit unfassbarer Angst, erschüttert auch

nicht ihre Muskeln und Glieder — statt dessen versetzt er die Luft in ihrer Nähe in eine eigentümliche Schwingung." Dann wird dieses Phänomen mit dem psychographischen Automatismus und der damit eng zusammenhängenden Person des Piskator verklammert und auf diese Weise mit älteren Phänomenen in Karins Unterbewusstsein verbunden.

Nun galt es ja nicht nur, die wissenschaftlich relevante Aufgabe der Erforschung der Klopfgeräusche zu bewältigen; vielmehr erwuchs den Forschern aus dem Nachweis des psychophysischen Konnexes der Klopfphänomene die ärztliche Pflicht, auf therapeutischem Wege die pathogen gestörte psychische Verfassung Karins wiederherzustellen. BJERRE betont des öftern, dass eben aus dem Grunde, weil die Hysterie unter den psychopathologischen Erkrankungen immer noch eine terra incognita ist, bei ihrem Studium wie auch bei experimentellen Untersuchungen der hier dargelegten Art grösste Vorsicht am Platze ist; gerade hier muss der Forscher dem Arzt das Feld räumen.

Ausser den erwähnten hypnotischen Sitzungen wurden nun noch einige andere vorgenommen, die allein und ausschliesslich therapeutischen Zwecken dienten. Einmal sollten dadurch die gefahrvollen Kräfte, die durch die Untersuchung selbst ans Licht gekommen waren, ausgeschaltet werden und zum anderen mussten die schon längst in der Krankenhistorie vorhandenen bedrohlichen psychischen Faktoren beseitigt werden. Durch negative Suggestionen wurde die zu voller Klarheit aktualisierte Vorstellung des Piskator aufgelöst und zerstreut. Ausserdem wurden die eng mit diesem Bewusstseinsbild zusammenhängenden Klopfgeräusche durch ähnliche Suggestionen entfernt. Dieses therapeutische Ziel wurde nach geduldigen Bemühungen zur Hauptsache erreicht. Dass es überhaupt erreicht wurde, hatte nicht zuletzt seinen Grund darin, dass die intrapsychischen Prozesse Karins selbst in diese Richtung gingen. Die Autoren konnten sehr präzise beobachten, wie die quälende Vorstellung des Piskator allmählich die tiefenpsychische Sphäre verliess. Karin zuckte nicht mehr zusammen und empfand kein Schreckgefühl mehr, wenn sein Name genannt wurde und wurde auch nicht mehr von der beängstigenden Unruhe geplagt, die immer dann an ihr feststellbar war, wenn sein Name fiel. Der affektive Zusammenhang zwischen ihm und den tieferen Schichten ihrer Persönlichkeit wurde nach und nach aufgelöst, und sie selbst gibt ihn nicht mehr als Ursache und Stifter allen Uebels an. Wurde sie gefragt, warum sie Angst hätte, dann gab sie verständliche und natürliche Gründe an, wie Krankheit u. ä. Nach einiger Zeit erfolgte auf die Frage nach ihm keine psychologisch auffällige Reaktion mehr; sie antwortete dann, dass sie sich kaum noch seines Namens erinnern könne. Während dieser therapeutische Prozess vor sich ging, traten die Klopfgeräusche immer seltener auf und wenn sie überhaupt erschienen, zeigten sie sich nur schwach und kaum hörbar, um dann bald ganz zu verschwinden.

Mit diesen Untersuchungen haben die Autoren BJERRE und WIJK ausserordentlich überzeugend den Weg gewiesen, der bei der Frage der Spukgeräusche von der alten, nichtssagenden Geistertheorie weg zu einer neuen wissenschaftlich vertretbaren Interpretation führt. Sie haben sich aus dem Strudel des mit dem Uebernatürlichen spielenden Mystizismus herausgehalten und versucht, auch diese immer noch umstrittenen Phänomene schon bekannten gesetzmässigen Prozessen einzuordnen. So sagt BJERRE, „dass das Studium der Klopflaute den krankhaften Nervenprozessen angehört. Schon während ihrer Entstehung und Entwicklung zeigen sich Analogien mit vorher bekannten hysterischen Symptomen, und unsere Versuche machen diese Analogien noch fester. Es würde scheinen, dass dieser Zusammenhang des Phänomens mit seit Jahrtausenden gekannten Prozessen in wesentlichem Masse sein Studium erleichtern und Anlass zu zahlreichen Analogieschlüssen geben würde." Eben wegen dieses aufklärerischen, der modernen Wissenschaft verpflichteten Zuges der Untersuchungen verdient die Arbeit von BJERRE und WIJK auch heute noch Beachtung.

[1] Bjerre, P.: Spökerier, Stockholm 1947
Der Fall Karin, Neue Rundschau, 1907
Wijik, H.: Karin, Etude Experimentale, A. S. P. XIV, 1905, S. 517—550



# Beobachtungen am Sterbebett

Bemerkungen zu einer Umfrage des amerikanischen Parapsychologen Karlis Osis[1]
von Werner F. Bonin

„Von 11 Uhr nachts bis morgens unterhielt sich die Patientin mit ihrem Sohn Robert (der in Korea gefallen war), mit ihrem Mann (wenn er im Krankenzimmer war) und mit mir, als ob wir zu Dritt wären. Zwei Minuten bevor sie plötzlich zu atmen aufhörte, sagte sie: „Wissen Sie, Robert ist für mich hierher gekommen. Ich gehe jetzt mit ihm." Sie lächelte, schloss die Augen, streckte ihre Hand aus und starb."

So lautet einer der Berichte über Beobachtungen am Sterbebett, die Dr. Osis auf Grund einer Umfrage bei Aerzten und Krankenschwestern erhielt. Es ist ein typisches Beispiel: In über 52 % der Beobachtungen an Sterbenden oder an Patienten in einem lebensbedrohlichen Zustand, in denen von Visionen oder Halluzinationen berichtet wurde, erschienen den Patienten Verstorbene — meist die nächsten Angehörigen, Vater, Mutter, Ehegatte, Geschwister. Lebende Menschen wurden nur in ungefähr 28 % der Fälle halluziniert; in 19,6 % wurden religiöse Gestalten gesehen.

Dies ist das wichtigste Ergebnis der von der Parapsychology Foundation, New York, ermöglichten Untersuchung. Sie wurde mit modernen Methoden (Stichproben-Umfrage) vorgenommen. 10 000 Fragebögen wurden an Aerzte und Krankenschwestern verschickt, 640 wurden zurückgesandt. Die Gesamtzahl der Beobachtungen betraf nach Angabe der Berichterstatter 35 540 sterbende Patienten.

[1] K. Osis: Deathbed Observations by Physicians and Nurses. Parapsychological Monographs, Nr. 3. Parapsychology Foundation, Inc., New York, 1961. Kurzfassung: K. Osis und Marian L. Nester: Deathbed Observations by Doctors and Nurses, Intern. Journ. of Parapsychology, IV, 2, 1962.

Durch Telefongespräche und Korrespondenz wurden die Fälle weiter verfolgt. Es ergab sich nach den Auskünften der Befragten, dass bei etwa einem unter zwanzig sterbenden Patienten eine gehobene Stimmung eintrat. In 753 Fällen wurde eine extreme Stimmungssteigerung, eine Euphorie, berichtet. 884 Fälle betrafen Visionen, bzw. Halluzinationen mit vorwiegend ausserpersönlichem Inhalt, die entweder den überlieferten religiösen Vorstellungen (Himmel, Hölle, das himmlische Jerusalem) entsprachen oder Szenen von überwältigender Schönheit waren, wie sie in ähnlicher Weise unter dem Einfluss von Drogen wie Meskalin oder LSD erlebt werden. Der Hauptteil der Untersuchung befasst sich mit Halluzinationen von Personen, von denen 1370 Fälle berichtet wurden. Mit Hilfe elektrischer Rechenmaschinen wurde das Material auf Beziehungen zwischen verschiedenen Faktoren wie Geschlechtsunterschiede, Krankheit, Bildungsniveau, religiöse Anschauungen usw. untersucht, wobei sich das überraschende Resultat zeigte, dass die Art der Halluzinationen im Endzustand von diesen Merkmalen unabhängig ist. Nur in bezug auf die Stimmungserhöhung und auf den Inhalt der unpersönlichen Visionen ergab sich eine starke Beziehung (Korrelation) zu der religiösen Einstellung der Patienten. Die meisten Patienten waren bei vollem Bewusstsein, konnten ihre Umgebung wahrnehmen und sprachen auf sie an und zwar auch dann, wenn sie Verstorbene oder Lebende halluzinierten. Im Verhältnis zu visionären oder halluzinatorischen Erlebnissen Gesunder wurden im Endzustand die ausserpersönlichen Visionen zehnmal häufiger und die Erscheinungen Verstorbener etwa doppelt so häufig beobachtet.

Das sind die nüchternen, in Prozenten ausgedrückten Ergebnisse einer Forschungsarbeit, die das rätselvolle und zutiefst bewegende Ereignis des Sterbens zum Gegenstand hat. Nicht zum ersten Mal wird ein solcher Versuch unternommen: der amerikanische Philosoph und Parapsychologe H. H. Hyslop hat 1908 solche Beobachtungen veröffentlicht, der englische Physiker Sir William Barrett 1926, andere haben gelegentlich von den geheimnisvollen Erlebnissen Sterbender berichtet. Alle waren von dem Wunsch beseelt, Hinweise auf die Menschheitsfragen zu erhalten: was geschieht nach dem Tode, gibt es ein Fortleben, sprechen die Erlebnisse Sterbender für die religiöse Ueberzeugung von der Unsterblichkeit der Seele?

Seit der Mitte des 19. Jahrhunderts versucht man, der Frage des Ueberlebens des körperlichen Todes mit Erfahrungsbeweisen beizukommen. Von Amerika ausgehend, entstand der moderne Spiritismus, der an einen Verkehr mit Verstorbenen mit Hilfe von Medien glaubt. Als 1882 mit der Gründung der englischen Gesellschaft für psychische Forschung systematische Untersuchungen auf dem heute „Parapsychologie" genannten Gebiet begonnen wurden, waren die Bemühungen sehr qualifizierter Forscher auch auf die Klärung des spiritistischen Problems gerichtet. Hervorragende Medien, wie die Amerikanerin Mrs. Piper, machten ihre erstaunlichen Aussagen so, als ob sie von Verstorbenen eingegeben wären. Der Philosoph und Psychologe William James sagte, manche Beobachtungen liessen die spiritistische Hypothese als die plausibelste, als die einleuchtendste Erklärung, erscheinen, wenn sie auch nicht streng bewiesen werden könne. Viele betrachteten die sog. „Kreuzkorrespondenzen" englischer Medien als stärkste Unterstützung der spiritistischen Hypothese: durch automatisches Schreiben erhielten an



verschiedenen Orten experimentierende Medien Fragmente von Mitteilungen — angeblich von einem Verstorbenen— die wie Stücke eines „puzzle"-Spiels für sich allein keine Bedeutung erkennen lassen, zusammengesetzt aber eine sinnvolle, meist sehr komplizierte und kenntnisreiche Aussage ergaben. Man diskutierte zwar, dass ein solches Phänomen telepatisch zustandekommen kann, sah aber in der organisierenden und leitenden Zentralidee eine genügend starke Stütze für die Annahme einer „external activity", d. h. der Wirkung eines Verstorbenen, auf dessen, aus seinem Erdenleben bekannten Wissen die Aussage zurückgeführt werden konnte.

Im Vorfeld des Spiritismus liegen auch die Beobachtungen, die Hyslop und Barrett durchführten. Wie Osis hatten auch sie gefunden, dass Sterbende hauptsächlich verstorbene Verwandte halluzinieren, und das beglückende Erlebnis haben, „abgeholt" und in das Reich jenseits des leiblichen Todes geleitet zu werden. Sie sahen darin einen Hinweis auf die Wirklichkeit eines Fortlebens nach dem Tode. Als der früher an der Duke Universität lehrende Soziologe Hornell Hart neuerdings diese Interpretation als wahrscheinlich richtig unterstützte, entschloss sich Osis, neues Material zu sammeln.

Mit Spannung wartet man auf seine Deutung des mit so sauberem statitsischen Aufwand dargestellten Materials. Die entscheidende Stelle in dem Kapitel „Diskussion der Ergebnisse" sei zitiert: „... wir können verallgemeinern, dass Erscheinungen Verstorbener ein charakteristisches Merkmal der Halluzinationen sind, die Menschen in unmittelbarer Todesnähe erleben. Diese Erlebnisart scheint ihre Wurzeln jenseits individueller Persönlichkeitsverschiedenheiten in bezug auf Geschlecht, physiologische Faktoren, Bildungsstufen und religiöse Ueberzeugungen zu haben. Es könnte durchaus sein, dass dieser Erlebnistyp selbst über das Individuum hinausgeht und auf eine äussere Wirkung hinweist, die vermutlich mit der Fortexistenz der Verstorbenen zusammenhängt."

Auf der Basis der vorgelegten Ergebnisse mutet diese Feststellung — so vorsichtig sie auch formuliert sein möge — sehr optimistisch an. Es ist zwar richtig, dass diese Beobachtungen in die Hypothese einer post-mortem Existenz hineinpassen würden, aber sie passen genau so gut in andere Hypothesen, die auf bekannten psychologischen Vorgängen aufbauen: die Tatsache, dass Sterbende weitaus häufiger verstorbene Personen halluzinieren als es normale Gesunde tun, kann dadurch zustande kommen, dass Menschen an der Schwelle des Todes sich denen zuwenden, die schon durch diese Erfahrung gegangen sind. Das ist psychologisch verständlich und man braucht nicht einmal hinzunehmen, dass 74 % der amerikanischen Bevölkerung an ein Fortleben nach dem Tode glaubt — wie eine Umfrage ergeben hat — und durch diesen Glauben also zusätzlich für die Erscheinungen von Toten „motiviert" sein kann. Dieses Gegenargument besagt andererseits aber auch nicht, dass die Untersuchung von Osis in irgendeiner Form von der Hypothese des Ueberlebens des körperlichen Todes wegführt. Es ist nur schwierig einzusehen, was sie faktisch zu ihren Gunsten beibringt.

Osis scheint die Schwäche seines Bekenntnisses zu Gunsten der Ueberlebens-Hypothese zu kennen. Er möchte seinen Beitrag im Zusammenhang mit allen anderen Forschungsergebnissen gewertet wissen, die für die spiritistische Auffassung sprechen. Die endgültige Entscheidung, der zwingende Beweis, sei noch

eine Aufgabe zukünftiger Forschung. Er entschuldigt sich geradezu für sein Unternehmen und beruft sich auf ein Wort von Sir Oliver Lodge (der an die Beweisbarkeit des Fortlebens glaubte): „Erfahrung muss entscheiden; wir haben kein Urteil über das was möglich oder unmöglich ist, wenn wir nicht probieren." Man möchte wünschen, die Forschung käme auf diesem unsere Existenz angehenden Problemgebiet weiter. Viele Parapsychologen sind bei aller Bereitschaft ein Ueberleben des Todes für möglich zu halten oder auch bei einer persönlichen Gewissheit, dass der körperliche Tod kein auslöschendes Ende ist, äusserst skeptisch, ob es jemals möglich sein wird, einen zwingenden Beweis für diese Glaubensgewissheit zu erbringen. Rhine sagte einmal, man müsse erst die Möglichkeit der leibfreien Existenz der Seele bewiesen haben, bevor man die Aussagen von Medien daraufhin untersucht, ob sie echte Botschaften Verstorbener seien. Es ist niemals gelungen, mit Sicherheit auszuschliessen, dass „spiritistische" Phänomene „animistisch" auf parapsychische Fähigkeiten Lebender zurückgeführt werden. Die Schwelle des Todes ist mit einem Geheimnis umgeben, das sich dem Zugriff wissenschaftlicher Erfahrungsbeweise im Sinne einer jede andere Möglichkeit ausschliessenden Folgerung zu entziehen scheint.

Soll man nun die Untersuchung von Osis als unwesentlich verwerfen? Keineswegs, sie hat Bedeutungsvolles gezeigt. Wir sahen, wie unabhängig von sozialen, kulturellen, biologischen und physiologischen Faktoren die Hauptergebnisse waren. Es erscheint klar, dass die letzte Stunde des Menschen ein universal-menschliches Ereignis ist, tiefer gehend als alle Unterschiede, nach denen wir die Menschen in ihrer individuellen Besonderheit klassifizieren können. Dass Sterbende so oft von der Erscheinung geliebter Toten begleitet werden, dass sie weit häufiger von beglückenden als von erschreckenden Bildern umfangen sind, könnte die Angst vor der Todesstunde mildern helfen. Auch wenn die Statistik von Osis kein „repräsentatives" Bild ergibt, da vielleicht die Beobachter glücklicheren Sterbens eher geneigt waren, den Fragebogen zu beantworten — es bleibt der Eindruck, dass viele freudig der Schwelle entgegengehen, von der wir nicht wissen, was hinter ihr liegt. Es bleibt der Eindruck: der Tod als Freund.

## *Kleinere Mitteilungen*

*Dr. Milan Ryzl, der in Prag parapsychologisch arbeitende Biologe, schreibt zu einem kürzlich in russischer Sprache erschienenen Buch von B. B. Kazschinsky: „Biologische Radioverbindung", Verlagshaus der Ukrainischen Akademie der Wissenschaften, Kiew, 1962:*

Während der letzten zwei, drei Jahre bemerkten die Parapsychologen, sowie die Wissenschaftler anderer Disziplinen, mit grosser Ueberraschung das wachsende Interesse der Wissenschaftler in der Sowjetunion an der Erforschung der Telepathie und der ihr verwandten Phänomene.



Nur relativ kurze Zeit ist vorbeigegangen, seit die Parapsychologie in der Sowjetunion offiziell als etwas Schädliches und Antiwissenschaftliches proklamiert und mit Okkultismus vermengt wurde; trotzdem existiert jetzt schon an der Universität Leningrad ein vom Staat anerkanntes und unterstütztes Laboratorium zur Erforschung der Telepathie, und auch in anderen Städten der Sowjetunion gibt es viele Wissenschaftler, die sich der Forschungsarbeit auf diesem Gebiet widmen.

Dieses Interesse kam in der letzten Zeit in der Veröffentlichung mehrerer Artikel in der sowjetischen Presse und durch das Buch von Professor L. L. Wasiliew: ‚Mysteriöse Phänomene der menschlichen Psyche', Moskau 1959, zum Ausdruck. Zwei weitere Monographien über Telepathie vom gleichen Autor sind bereits im Druck.

Und soeben erscheint eine populär-wissenschaftliche Arbeit über Telepathie von B. B. Kazschinsky. Der Autor war früher ein enger Mitarbeiter von L. L. Durow, der in den Zwanziger Jahren grosses Aufsehen durch seine telepathischen Experimente mit Hunden erregte; Experimente, die auch der bekannte Physiologe V. M. Bechterew durchführte und der daraufhin ebenfalls die telepathische Fähigkeit bei Hunden als erwiesen ansah. Kazschinsky hat sich mit diesem Buch eine viel zu grosse Aufgabe gesetzt: er will die Telepathie erklären; und zwar nimmt er an, Telepathie hiesse, elektromagnetische Signale werden von einem Gehirn zum anderen gesendet und übermitteln so eine Information. Seine elektromagnetische Theorie der Telepathie legte er zum ersten Mal in seinem Buch ‚Die Gedankenübertragung', Moskau 1923, vor, sein neues Buch behandelt sie noch einmal sehr gründlich.

Man könnte natürlich gegen das ausdauernde Haften des Autors an seiner alten Theorie polemisieren, aber dieses Haften mindert den Wert des Buches gar nicht. Denn Inhalt und Auffassung der Schrift lassen den Leser erkennen, dass die Erforschung der paranormalen Phänomene ein wichtiges naturwissenschaftliches Problem darstellt, dessen Kompliziertheit ernste und intensive Forschungsarbeit erfordert, und zwar unter enger Zusammenarbeit von Wissenschaftlern aus den verschiedensten Fachgebieten und mit ausreichender materieller Unterstützung aus öffentlichen Quellen. Kazschinsky gibt seiner inneren Ueberzeugung Ausdruck, dass die Fähigkeit der Telepathie und ihr verwandten Fähigkeiten einen bedeutenden Fortschritt in der menschlichen Evolution darstellen, und dass ihre Erklärung und ihr Dienstbarmachen — etwas, von dem Kazschinsky glaubt, dass es in den nächsten Generationen verwirklicht werde — dem Menschen zur unentbehrlichen Waffe beim Erkennen und Bewältigen der Natur werden wird.

Bei der Lektüre des Buches zeichnen sich bemerkenswerte Unterschiede in der Weise ab, in der sowjetische Wissenschaftler und die Psychologen der westlichen Länder an die Erforschung der paranormalen Phänomene herangehen.

Ich meine nicht nur, dass in der Sowjetunion Physiologen, Psychologen, Psychiater, Mathematiker, Kybernetiker, Techniker, Biologen, Philosophen und Wissenschaftler aus wieder anderen Disziplinen gemeinsam in enger Zusammenarbeit das Problem der Telepathie angehen, auch die Einstellung dieser Wissenschaftler zum Gegenstand ihrer Forschung ist vom Standpunkt westlicher Parapsychologen sehr verschieden. Zwei Merkmale, die mir besonders auffällig erscheinen, möchte ich hier herausgreifen:

Die sowjetischen Psychologen sehen, dass die Erkenntnisse der Parapsychologie zu weitgehenden neuen Erkenntnissen über die Natur führen können, die sogar möglicherweise zu revolutionären Aenderungen unseres Weltbildes führen werden, zugleich aber sind sie in der Ueberzeugung einig, dass die Erkenntnisse der Parapsychologie in keinem Widerspruch zu den Erkenntnissen der heutigen Naturwissenschaft stehen; sie ergänzen und präzisieren nur das Weltbild der heutigen Wissenschaft. Das gilt von den Parapsychologen, die die elektromagnetische Theorie vertreten und auch von denen, die zu mehr elastischen Erklärungsversuchen neigen, z. B. der Annahme eines „Psi-Feldes".

Das zweite, was auffällt, ist die Frage der praktischen Ausnützung parapsychologischer Erkenntnisse. Viele westliche Forscher halten die Parapsychologie für eine ‚reine Wissenschaft', die heute noch weit entfernt von einer praktischen Ausnützung steht; sie sehen die Hauptbedeutung der Parapsychologie darin, dass sie hilft, das Bild von der menschlichen Persönlichkeit noch mehr aufzuhellen, dass sie Antwort geben könnte auf Fragen nach dem inneren Leben des Menschen und seiner Stellung im Kosmos; eine Aufgabe, die hier keineswegs herabgesetzt werden soll. Sowjetische Parapsychologen überlegen aber jetzt schon ein Ausnützen ihrer Forschungsergebnisse in der Praxis.

Heute denkt man besonders daran, die Telepathie als Kommunikationsmittel zu verwenden. So erwägt man zum Beispiel, die Fähigkeit der Telepathie, nachdem man sie vervollkommnet hat und sie beherrscht, in der pädagogischen Praxis zur Erleichterung des Unterrichtes einzusetzen, oder sie aber bei der Resozialisierung antisozialer Missetäter zu verwenden. Unter Bedingungen, die normale Radiokommunikation ausschliessen — z. B. bei langstreckigen Weltraumflügen, oder bei dem Kontakt zwischen Festland und tauchendem Unterseebot — hofft man ebenfalls Nachrichten eines Tages telepathisch übermitteln zu können.

Das Buch von Kazschinsky ist ein weiterer Beweis für die Tatsache, dass in der Sowjetunion die Zahl der Wissenschaftler, die von der Wichtigkeit der Parapsychologie überzeugt sind, und die bereit sind, die Forschungsarbeit auf diesem Gebiet begeistert fortzusetzen, ständig wächst.



## Bücher und Zeitschriften

Wilhelm Horkel: *Botschaft von drüben.* Uebersinnliche Erfahrungen und Erkenntnisse unserer Zeit; Agentur des Rauhen Hauses Hamburg, 3. unveränderte Auflage 1960; 155 Seiten.

Seit im Jahre 1886 Gurney, Myers und Podmore ihr monumentales Werk „Phantasms of the Living" herausgaben, ist die Anzahl veröffentlichter Anthologien parapsychischer Spontanerlebnisse langsam aber stetig gewachsen. Ihre Anliegen sind unterschiedlich. Während Enno Nielsen in seinen beiden grossen Sammlungen „Das Unerkannte auf seinem Weg durch die Jahrtausende" (1922) und „Das grosse Geheimnis in Neuzeit und Gegenwart" (1923), auf jeglichen eigenen Kommentar verzichtend, aus den verschiedensten Quellen Spontanerlebnisse meist bekannter und berühmter Personen vom Altertum bis in die Gegenwart zusammenstellt, ordnet Louisa E. Rhine in „Hidden Channels of the Mind" (1961) ihr Material in die parapsychologischen Begriffsschemata ein. Aniela Jaffé wiederum interpretiert in ihren „Geistererscheinungen und Vorzeichen" (1958) die von ihr gesammelten Berichte auf der Grundlage der Tiefenpsychologie C. G. Jungs.

Ein ganz anderes Ziel verfolgt die vorliegende Sammlung des evangelischen Pfarrers Wilhelm Horkel. Ihm geht es nämlich darum, den „matt erhellten Bereich des Uebersinnlichen" hineinzurücken in den „Lichtkreis der Bibel und des christlichen Glaubens". So werden die zahlreichen Berichte über parapsychische Spontanerfahrungen, die Horkel mitteilt, zu Zeugnissen dafür, „welch geheimnisvoll mächtiger Pulsschlag das Ganze, den Kosmos der Welt und Ueberwelt, den Kosmos der Seele durchrollt"; denn „die aussermenschlichen Wirklichkeiten, die sich der Seele des Menschen zuweilen nur, und dann in oft widersprüchlichen Bildern wie in grotesker Spiegelschrift offenbaren", erweisen sich die „Fussspuren Gottes", als eine „Botschaft von drüben", so dass die parapsychischen Phänomene letztlich „genau die geoffenbarte Botschaft des Neuen Testamentes bestätigen".

Aus dieser Grundhaltung heraus ist verständlich, dass Horkel auf jegliche wissenschaftliche Dokumentation seiner Spontanberichte nicht nur verzichtet — die Glaubwürdigkeit seiner Gewährsleute steht für ihn offenbar von vornherein ausser Frage —, sondern auch darüberhinaus das Bemühen der Parapsychologie um die wissenschaftliche Sicherung solcher Phänomene als eitel betrachtet. Die Bibel bezeugt diese Erscheinungen in reicher Fülle, folglich bedarf ihre Existenz keines weiteren Beweises mehr. Denn, so meint Horkel, die Wissenschaft entwickelt doch nichts weiter als eine „Fachsprache", ein „Dickicht begrifflicher Neubildungen und ausgeklügelter experimenteller Methoden", ohne aber „den eisernen Vorhang zu heben, der uns von der übersinnlichen Welt trennt". Und so „dürfen wir", predigt Horkel, „nicht länger die übersinnliche Erfahrungswelt jedem Zugriff nichtchristlicher Wissenschaft und Scheinwissenschaft stillschweigend überlassen!" (S. 126).

Den Leser, auch den religiös gebundenen, sofern er unter Wissenschaft das versteht, was sie einzig sein kann und sein will, nämlich objektives, wertfreies Sichten und, soweit möglich, Verstehen der Erscheinungen unserer Welt, wird bei diesen Worten des glaubensstarken Eiferers ein Unbehagen überkommen. Scheint es doch, als solle hier die mit Folter und Scheiterhaufen erkaufte Loslösung der Wissenschaft vom Glauben wieder rückgängig gemacht werden, jene Loslösung, die das beispiellose Anwachsen wissenschaftlicher Erkenntnisse und Einsichten in den letzten Jahrhunderten überhaupt erst ermöglicht hat. Gewiss soll es der Theologie wie der praktischen Seelsorge unbenommen bleiben, die von der Parapsychologie untersuchten Phänomene wie auch alle in den Bereich anderer Wissenschaften fallenden von ihrer Sicht aus zu interpretieren, aber sie darf aus diesem Recht kein Monopol ableiten und einer dogmatisch nicht festgelegten Forschung die Berechtigung bestreiten wollen. Denn letztlich ist das Vorkommen parapsychischer Erlebnisse nicht mehr und nicht weniger eine „Botschaft von drüben" als das Wunder des Samenkorns, aus dem sich eine Blume entfaltet oder als das Kreisen der Gestirne. Doch muss die Forschung, die die Blütenblätter zählt und die Gestirnsbahnen berechnet, eine christliche sein, um Berechtigung zu haben?

Mit Recht tadeln wir heute die Ueberheblichkeit einer vergangenen Wissenschafts-

epoche, die die Erscheinungen der Wirklichkeit ganz aus sich selbst heraus begreifen zu können vermeinte. Doch sollten wir uns auch hüten, aus einem falsch verstandenen Begriff von Wissenschaft heraus diese so mit dem Glauben zu vermischen, dass beide, Wissenschaft und Glaube, nur Schaden davon haben können.

*Gerhard Sannwald*

G. F. Hartlaub, *Der Stein der Weisen,* Wesen und Bilderwelt der Alchemie. Prestel-Verlag, München, 1959, DM 8.50.

In der Reihe der „Bibliothek des Germanischen Nationalmuseums zur deutschen Kunst und Kulturgeschichte" ist dies zwölfte Bändchen aus der Feder des bekannten Kunstwissenschaftlers und Kunstpsychologen hervorgegangen.

Es gibt einen lebendigen Ueberblick über eines der seltsamsten Gebiete der abendländischen Kulturgeschichte; beginnend mit Zeugnissen von Anhängern und Gegnern bringt es eine historisch-kritische Betrachtung, die das Weltanschauliche der Alchemie in seiner Beziehung zu christlichen und heidnischen Auffassungen zeigt und eine Erörterung der Symbolik in Wort und Bild, deren Kenntnis allein Zugang gibt zum geistigen Innenraum der Alchemie; ausführlich wird dann die von hier ausgehende Ausstrahlung in die Kunst, vor allem in die bildende Kunst, bis in die Gegenwart behandelt und mit einem reichen Bildmaterial erläutert (4 Farbtafeln, 55 Bilder und zahlreiche kleine Textillustrationen nach alten Holzschnitten).

Es ist ja bekanntlich ein kunstwissenschaftliches Verdienst Hartlaubs, eine Reihe aus diesem Geistesgut stammender mittelalterlicher und frühneuzeitlicher Kunstblätter der ästhetischen Betrachtung und dem Verständnis als „grossartige, gnostisch-numinose Kompositionen" zugänglich gemacht zu haben (die 4 Farbtafeln geben einen Begriff davon). Die ganze Vielfältigkeit und Weite des Gebietes „Alchemie" entfaltet ihr Bild auf knapp 40 Textseiten: Die Anfänge in Gnosis und Neuplatonismus, die ihre eigene zeitlose Wesensschau, die keine geschichtliche Entwicklung kennt, sondern nur die goldene Kette der überzeitlichen grossen Meister, „das schizophren anmutende Nebeneinander von brauchbaren chemischen Ansätzen und von mythologisierender ‚Chymie'". Ihre „traumhaft hintergründige Symbolik" lässt in eine eigenartige Erkenntniswelt blicken mit einer ständigen Doppeldeutigkeit, etwa zwischen materieller Substanz und seelisch-geistiger Bedeutung, zwischen Goldmachen und Heil gewinnen oder zwischen dem „oberen Merkur" und dem „unteren", usw. Die Welt wird hier noch als eine allgewaltige Einheit, und zwar als eine lebendige Einheit erlebt. Und dann die entscheidende Frage: was hat Alchemie für uns zu bedeuten? Hier finden sich einige grossartige Formulierungen, die den toten Historismus hinter sich lassen und es verdienen, wörtlich zitiert zu werden: „Für uns stellen die Bilder und Gleichnisse auf jeden Fall mehr dar als das von den Urhebern Gemeinte . . . , sie lassen in uns Urmotive von Mythus und Märchen wieder lebendig werden . . . Vielleicht war die Alchemie mit ihrer angewandten Zeichensprache für den abendländischen Menschen die letzte Möglichkeit, Mythus und Märchen nicht nur als ferne Erinnerung oder als blosse Poesie oder endlich als subjektiven Traumnachklang zu erfahren, sondern sich noch gewissermassen praktisch zu vergegenwärtigen — wenn auch nur noch in einem Zusammenhang, den man heute abergläubisch nennt."

In dieser Frage, die in der Schwebe bleibt, liegt das Problem, das nicht historisch, nicht einmal nur psychologisch, sondern anthropologisch in einem weiteren Sinne genannt zu werden verdient. Es gibt keine Betrachtung der Alchemie, die in solcher Kürze das für uns an ihr Wesentliche darzustellen vermag.

*H. Sexauer*

Marfeld, A. F.: *Der Griff nach der Seele,* Argon Verlag, Berlin 1962

Von Jahr zu Jahr wächst die Zahl solcher Darstellungen aus dem Themenkreis der Psychologie und Tiefenpsychologie, die Anspruch auf Wissenschaftlichkeit erheben. Sehr häufig bieten sie dem Fachkundigen nichts Neues und dem interessierten Laien bleiben sie unverständlich. Von den Büchern aber, die sauber und fachkundig informieren, sich einer verständlichen Sprache bedienen und dabei ein Minimum an Voraussetzungen erfordern, gibt es wenige.

Marfeld legt mit seinem Buch „Der Griff nach der Seele" einen gelungenen Versuch vor, dem Laien Einblick in die „Kunde von der Seele" zu geben. Wie der Verfasser im Vorwort betont, soll es eine „Reportage in möglichst einfacher Sprache" sein.



Ausgangspunkt ist die jahrtausendalte Frage nach der Seele, die sich im unmittelbaren Erleben des einzelnen Menschen manifestiert und ungezählten Einflüssen ausgesetzt ist. Diese, vor allem auf die Tiefenperson einwirkenden, und von ihr ausgehenden Kräfte stehen im Zentrum der Darstellung. Dadurch hat sich Marfeld eine Reihe wertvoller und geradezu sensationeller Themen gesichert, die er, sachkundig und interessant, darzustellen weiss: Sexualität betrachtet er auf dem Hintergrund der Hormonlehre, Probleme der Gehirnchirurgie werden am Beispiel der Leukotomie diskutiert, über die Gehirnwäsche und den „Schleichweg mit Drogen" wird anschaulich, und nahe am Beispiel berichtet. Freuds Trieblehre wird genetisch, als ein „Drama in fünf Akten" aufgerollt und durch die Aspekte Adlers und Jungs ergänzt. Ein interessanter „Ausflug in das Zwischenreich", die Parapsychologie, bringt auf knappstem Raum, an Driesch und Amadou orientiert, spannend und lebendig das Wesentliche auch dieses Forschungszweiges. Die Mittel zur Manipulation des Einzelmenschen in Werbung, Reklame und Propaganda werden aufgedeckt, und dem „Signum der Gegenwart — der Masse" die Freiheit des Einzelmenschen gegenübergestellt, der sich einen Weg aus der Angst zu bahnen sucht. Das Sympathische an diesem Buch ist, dass es keine halbausgegorenen, aufdringlichen Meditationen bringt, sondern anschaulich, aus umfassender Sachkenntnis heraus in einfacher Sprache lebendiges Wissen vermittelt. Es vereinigt die Spannung eines Kriminalromans mit der Nüchternheit einer Nachrichtensendung.

L. Mischo

*Zum Problem der schwarzen und weissen Magie* äussert sich der bekannte Schweizer Reiseschriftsteller Hans *Leuenberger* in seinem auch die Leser unserer Zeitschrift angehenden Buch *„Die Stunde des schwarzen Mannes",* Biederstein Verlag, München 1960, S. 87, wie folgt:

„Es ist sehr wichtig, dass wir ‚weisse' von ‚schwarzen' Magiern unterscheiden lernen. Sie halten sich in den meisten Stämmen die Waage, vertreten Gut und Böse im ewigen Widerspiel. Fühlt sich ein Stammesmitglied von Dämonen bedroht, so sucht er Schutz bei seinem ‚weissen' Magier, allerdings nicht, ohne ihn in Naturalia oder Geld zu bezahlen. Dieser Mann ist dann bemüht, durch allerlei Riten das Böse abzuwenden. Um der Erhaltung seiner Macht und auch seines Auskommens willen hat der ‚weisse' Magier aber Interesse an jenen finsteren Magiern, die ihm Kundschaft zuführen. In manchen Fällen arbeiten die beiden Schlaumeier unter einer Decke zusammen."

Dass es sich auch in unsern Breitengraden so verhält, mögen zwei selbsterlebte Beispiele illustrieren:

1956/57 hatte ich einen qualvollen Traum, der damit endete, dass ich von einem Ungeheuer verschlungen werden sollte. Ich schleuderte ihm das Anathema „Christus" entgegen, worauf sich das Ungeheuer in Nichts auflöste.

Etwa zwei Jahre darauf ärgerte ich mich furchtbar über ein Medium. Alle Anrufung von Christus etc. half nichts, schliesslich verfiel ich einmal vor dem Einschlafen auf die Idee, den Teufel um die Wiederherstellung der Ruhe zu bitten. Zwei Tage später telefonierte mir das betr. Medium. Ich sei ihr vorgestern Nacht „erschienen" und hätte ihr einen solchen Faustschlag ins Kreuz versetzt, dass es ihr beinahe den „Astralleib" aus dem Körper hinaus gejagt habe. Wenn man diese beiden Fälle, die ich schon oft mündlich erzählt habe, nicht einfach als Zufälle abtun will, dann scheinen sie mir beweisend dafür zu sein, dass schwarze Magie genau so wirksam ist wie weisse. Ausserdem haben wohl beide mit Ethik im eigentlichen Sinne nichts zu tun, mit dem Leben in seiner Ganzheit, jenseits der Schwarz-Weiss-Malerei.

„Am *farbigen Abglanz* haben wir das Leben" (Goethe, Faust, II. Teil, Anmutige Gegend).

P. Ringger

Tenhaeff, W. H. C.: *Hellsehen und Telepathie,* Bertelsmann-Verlag, Gütersloh 1962.

Für diese knappe, sich an ein breiteres Leserpublikum wendende Darstellung parapsychischer Phänomene aus der Sicht des vorwiegend qualitativ arbeitenden Forschers wählt Tenhaeff einen originellen Ausgangspunkt: die Tatsache des menschlichen Gedächtnisses, seine Funktionsweisen und

Funktionsstörungen. An lebendigen Beispielen erläutert er die Eigenart und Tragweite ungewöhnlicher, nicht parapsychischer Leistungen und Fehlleistungen des Gedächtnisses und nimmt ihnen in ebenso spannenden wie scharfsinnigen Analysen vieles von dem Wundercharakter, den sie für ungeschulte Beobachter zunächst haben. Durch diesen Kunstgriff hat der Autor zugleich ein Doppeltes erreicht: er hat eine erste Hürde aufgerichtet, die von vermutlich parapsychischen Phänomenen genommen werden muss und zugleich ihre Einbettung im Psychischen angedeutet.

Im zweiten Kapitel dieses, vorwiegend an Falldarstellungen orientierten Buches (Telepathie — vom Er-innern und „Innern") wird deutlich, wie stark die telepathische Information aus dem Schatz der persönlichen Erinnerungen solche bildhaften, zumeist affektbesetzten Vorstellungen aufruft, die geeignet sind den übermittelten Sachverhalt anschaulich darzustellen. Der von Tenhaeff als „Innern" bezeichnete Akt beim „Empfänger" fördert assoziativ auch solches affektbesetztes Material zutage, das im ursprünglichen Erlebnisumfeld eine Verknüpfung durch Berührung, Aehnlichkeit oder Kontrast erfahren hat. Erst die tiefenpsychologische Betrachtung des telepathi-Bezuges bringt eine sinngemässe Aufhellung und macht innere Zusammenhänge verständlich. Die telepathische Kommunikation zeichnet sich in ihrer Einbettung im Unbewussten ab und es wird ersichtlich, wie sie mit den Darstellungsmitteln arbeitet, die dem Unbewussten zur Verfügung stehen.

Für Tenhaeffs Vermutung eines im Unbewussten angelegten „zukünftigen Gedächtnisses", durch das eine zeitliche Vorschau (Kapitel III) möglich werde, bringt er eine Anzahl trefflicher Fälle. Bei der Praekognition handelt es sich demnach um eine Verbindung mit dem eigenen, unbewussten „Zukunftsgedächtnis", bei der praekognitiven Telepathie um eine telepathische Kommunikation mit dem Vorschaugedächtnis des betreffenden Partners.

Die in den drei ersten Kapiteln des Buches entwickelten Einsichten finden ihre praktische Anwendung in der Darstellung und Analyse der Besessenheit, des Geistersehens und der Reinkarnation. Dabei werden von der tiefenpsychologisch orientierten Parapsychologie hinreichende Erklärungsgrundlagen für die, hinter der dramatischen Einkleidung befindlichen echten paranormalen Phänomene gegeben.

Das letzte Kapitel gibt vor allem einen Ueberblick über die in den Niederlanden geleistete, quantitative Forschungsarbeit. Sie beginnt mit P. A. Dietz, der 1916/17 fast 6000 Kartenversuche unternahm, wird fortgesetzt von den bedeutenden Experimenten von Heymans und Busschbach 1950 und hat jüngst durch die von N. G. Louwerens durchgeführten ASW-Versuche mit Schulkindern eine ausserordentliche Bereicherung erfahren.

J. Mischo

Jane Ellen Harrison: *„Epilegomena to the Study of Greek Religion"* und *„Themis. A Study of the Social Origins of Greek Religion"* (Epilegomena zur Untersuchung der griechischen Religion" und „Themis. Eine Studie über die sozialen Ursprünge der griechischen Religion") University Books, New Hyde Park, New York 1962. LVI + 600 Seiten, £ 10.

Jeder, der sich mit griechischer Religion, ihren Riten, Kulten und Mythen beschäftigt, weiss, wie sehr sich unsere heutige Betrachtungsweise von der früher üblichen unterscheidet. „Finstrer Ernst und trauriges Entsagen war aus eurem heitern Dienst verbannt", dichtete Schiller von den Göttern Griechenlands, und bei Hölderlin wandeln sie droben im Licht, von glänzenden Götterlüften leicht angerührt, schicksallos, in ewiger Klarheit und Schönheit.

In der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts aber änderte sich dieses Bild nachhaltig. Bachofen, Rohde, Nietzsche — um nur einige Namen zu nennen — entdeckten die ochtonischen, archaischen Elemente in der griechischen Religion: geheimnisvolle Riten, halb tierische Götter, orgiastische, nächtliche Kulte und Ekstasen. Neben Apoll erschien Dionysos.

Die archaischen, primitiven Bestandteile der griechischen Religion bilden auch das Thema des vorliegenden Buches der amerikanischen Religionswissenschaftlerin und Archäologin. Zwei Werke sind darin vereinigt: die nur wenige Seiten umfassenden „Epilegomena", zuerst 1921 erschienen, und die umfangreiche „Themis", 1912 herausgegeben.



Blättern wir zunächst „Themis" durch. Stets stossen wir dabei auf Namen, die uns geläufig sind, auf Mythen, die wir kennen. Wir lesen von den Kureten, die um Rhena und den neugeborenen Zeus tanzen und ihre Waffen lärmend zusammenschlagen damit der grausame Kronos das Schreien des Kindes nicht höre, oder von der Zerstückelung des Dionysos durch Titanen und von seiner Wiederauferstehung. Aber daneben finden wir Namen, die uns fremd sind: Dhuramulan, Arungquiltha, Sin-shin und viele andere, die sich uns bei näherem Zusehen als australische, afrikanische, chinesische Gottheiten und Dämonen zu erkennen geben. Und wir fragen uns: Was haben diese suspekten Gestalten mit den hehren Olympiern gemein? Jane Ellen Harrison gibt uns darauf die Antwort: Alle sind aus dem gleichen Stoff geschaffen, aus den gleichen psychologischen Voraussetzungen entstanden, nämlich — und hierin begegnen wir bereits dem Einfluss Freuds und des frühen C. G. Jung — aus unbefriedigten, allgemeinmenschlichen Wünschen und Trieben. „Le dieu c'est le désir exteriorisé, personnifié", (Der Gott, das ist der in der Aussenwelt verselbständigte, personifizierte Trieb") — dieses Wort von E. Doutté durchzieht, immer wiederkehrend, als ein Leitmotiv das Werk. Und so ist das ganze Buch nichts anderes als die Exemplifizierung dieser These, die sich nur deshalb vornehmlich am griechischen Material orientiert, weil sich zufällig die Verfasserin, wie sie selbst schreibt, darauf spezialisiert hat.

Fühlt sich also die Autorin nach ihrem eigenen Zeugnis Freud und Jung verpflichtet, was die psychologische Erklärung der untersuchten Phänomene angeht, so hat sie auch hinsichtlich ihrer „vergleichenden" Methode Vorläufer, namentlich J. G. Frazer, der sich seinem berühmten Werk „The Golden Bough" ein ungeheures ethnologisches Material zusammentrug, analysierte und verglich. Frazer wie Harrison sind „Evolutionisten", d. h. sie vertreten die Theorie, dass sich die religiösen Phänomene mit steigendem Kultur„fortschritt" von einfachen und primitiven zu immer differenzierteren Formen entwickelten. Auch die ausgereiftesten Hochreligionen seien aus Primitivstadien hervorgegangen, die wir noch heute bei den Naturvölkern studieren könnten.

Zug um Zug macht uns die Verfasserin mit diesen Primitivstadien bekannt. Da ist z. B. der urtümliche Glaube an ubiquitäre „Energien", („Mana", „Oreanda", „Wakonda" usw.), die entweder in allen Dingen anwesend sind oder aber sich in bestimmten Dingen konzentrieren und sie damit zu „Mana"-Trägern machen, zu „heiligen" Dingen, die zu gleicher Zeit segenspendend und gefährlich sind und deshalb mit Tabus umgeben werden müssen. Und zwar werden nach Meinung der Verfasserin solche Dinge „manahaltig", die für den Stamm oder die Gruppe wichtig sind, also etwa bestimmte Tiere und Pflanzen (die dann zu Totemwesen werden können) oder Dinge, die Furcht einjagen und dergleichen mehr. Immer ist also ein Aspekt mit im Spiel, der, auf das Objekt projiziert, als dessen eigenes, ihm immanentes Mana erlebt wird. Auf dieser Stufe — so J. E. Harrison — gibt es noch keinen personifizierten Gott. Wenn er sich aber auf einer späteren Stufe der Entwicklung durch erneute — jetzt geformte und strukturierte — psychische Projektionen herausbildet, so bekommt er seine „Heiligkeit" nicht aus sich selbst, sondern durch das Manahaltige Ding, das zu seinem Attribut, seinem Werkzeug wird. Der Donnerkeil des Zeus z. B. sei nicht deshalb „heilig", weil er zu dem Gott gehört, sondern Zeus sei heilig, weil die Heiligkeit des Donnerkeils, die dieser als urtümlicher Manaträger schon vor der Konzeption des Gottes besessen habe, auf ihn übergegangen sei.

Auch für die Magie gibt die Verfasserin zahlreiche Belege aus griechischen Riten und Kulten. Magie ist für sie der Umgang einzelner Menschen, die sich aus der Gruppe herausdifferenziert haben, mit dem „Heiligen". Magie ist ein aktives Tun, das, von den „Magierkönigen" rituell ausgeübt, die Wohlfahrt des Stammes sichern soll. Aber J. E. Harrison lässt keinen Zweifel daran, dass sie eine reale Einwirkung auf die Objektwelt mittels der Magie für indiskutabel hält — ja, sie wirft die Realitätsfrage überhaupt nicht auf. Der parapsychologisch interessierte Leser wird hier also stets das Gefühl einer Lücke haben, die er umso gravierender empfindet, als er durch das Vorwort von John E. Wilson erfährt, dass die Autorin mit führenden Parapsychologen ihrer Zeit in engem Kontakt stand, vor al-

lem mit Henry Sidgwick und seiner Frau Eleanor, und dass sie deren parapsychologische Forschungen ihrem eigenen Zeugnis nach für „inspirierend" hielt.

Es ist also sehr zu bedauern, dass gerade diese Autorin, die durch ihre profunden ethnologischen und religionswissenschaftlichen Kenntnisse einerseits und des Mediumismus andererseits dazu prädestiniert gewesen wäre, die Phänomene der Magie, aber auch des Orakelwesens und der Prophetie in parapsychologisch vertiefter Sicht darzustellen, darauf verzichtet hat.

Immerhin ist „Themis" und sind auch die „Epilegomena", die gewissermassen den Abschluss und die theoretische Zusammenschau aller Forschungen der Autorin darbieten, wert, in der vorliegenden Ausgabe neu aufgelegt zu werden. Trotz der Kritik, die an Einzelheiten wie an bestimmten geistigen Grundhaltungen dieser Werke geübt werden kann (vor allem an der extrem psychologistischen Erklärungsweise des „Göttlichen", d. h. seiner Reduktion auf ausschliesslich subjektive, „projizierte" Affekte) vermögen sie auch heute noch mannigfache Anregungen zu geben. Und die Betonung des sozialen Faktors, der an der Entstehung und Entwicklung der religiösen Kulte und Riten nach Auffassung der Verfasserin beteiligt ist, hat in der zeitgenössischen Ethnologie und Anthropologie, besonders in Amerika, reiche Früchte getragen: die wichtigen Forschungen und Erkenntnisse von B. Malinowski, Ruth Benedict und Margaret Mead zeugen davon.

Dr. Gerhard Sannwald

Herbert Spiegelberg: *„The Phenomenological Movement,* a Historical Introduction" („Die phänomenologische Bewegung. Eine historische Einführung") 2 Bände, zus. ca. 735 S., „Phaenomenologica", Martinus Nijhoff, Den Haag 1960. (Mit ausführlichem Namenregister und Literaturangaben, sowie Bildnissen der Gelehrten.)

Als Schüler von Husserl und Pfänder am Lawrence College, Appleton, USA wirkend, ist es das besondere Anliegen Prof. Spiegelbergs, die angelsächsische Gelehrtenwelt mit der modernen Phänomenologie bekannt zu machen, mit der sie erstaunlich wenig bekannt ist. Zweimal schon wurde ihm zur Materialsammlung ein Europastipendium (Fulbright) gewährt, was wohl für die Wichtigkeit des Vorhabens spricht. Das Werk verdient durchaus das Lob, das ihm in „The Times Literary Supplement" gespendet wurde. Es ist auch für den europäischen Forscher, der mit diesen Dingen doch eher vertraut ist, ein äusserst wichtiges Orientierungs- und Nachschlagewerk. Angesichts der Bedeutung der phänomenologischen Methode für die Parapsychologie auch für den Parapsychologen! Spiegelberg grenzt die moderne „Phänomenologie" von ähnlich genannten früherer Zeiten (etwa der Hegels) ab, geht von den Lehren und Vorläufern Edmund Husserls (vor allem Franz Brentano und Carl Stumpf, mit einem Exkurs über William James) zu diesem selbst über, um nach einer eingehenden Darstellung der Entwicklung und Grundkonzeptionen Husserls seine älteren und jüngeren Mitarbeiter und Schüler, vor allem den Göttinger, Münchener und Freiburgerkreis, darzustellen. Eine eingehende Würdigung finden hier vor allem phänomenologische oder von der Phänomenologie Husserls beeinflusste Philosophen wie Pfänder, Reinach, Scheler, Heidegger und Nicolai Hartmann.

Der zweite Band befasst sich mit den ausländischen, vor allem den französischen Phänomenologen oder von der Phänomenologie beeinflussten Gelehrten, wie Gabriel Marcel, Sartre, Merleau-Ponty, und Vertretern anderer Länder; dem Zentrum in Louvain, Spanien (und Mexiko!) usw. Ein Ueberblick am Schluss unterrichtet über neueste Entwicklungen in Deutschland und Frankreich, Ansätzen in den verschiedenen Ländern und Erdteilen. Ganz besonders wichtig ist Teil 5 des II. Bandes, der mit Erläuterungen an einer einheitlich durchgeführten phänomenologisch-ontologischen Analyse die wesentlichen Etappen der phänomenologischen Methode schildert, ihre einheitlichen Grundzüge, die sowohl bei Husserl selbst im Laufe seiner Entwicklung, als auch bei den anderen Phänomenologen allerdings in ganz verschiedener Weise realisiert wurden und werden. Angesichts so vieler Unklarheiten über die phänomenologische Methode, ihrer häufigen Verwechslung mit der sogenannten „Wesensschau", Intuitionismen, Existentialismen usw. ist dieser Teil für jeden, der sich für




# DALP-TASCHENBUCHER

*Erkenntnis - Wissen - Bildung*

„Der Verlag folgt hier sehr glücklich einem Zug der Zeit, einem der wenigen, denen man laut und dankbar zustimmen kann: der Verbreitung guter wissenschaftlicher Literatur in Taschenbuchform, zu billigen Preisen."

*(Nordwestdeutscher Rundfunk)*

„Erkenntnis - Wissen - Bildung, so lautet der Untertitel der Reihe. Sie will, diesen Leitworten entsprechend, als eine preiswerte Bücherei dem Ziele der Bildung für jedermann dienen." *(Nationalzeitung, Basel)*

Jeder Band Fr./DM 2.80 — Doppelband (D) Fr./DM 3.80

306 Wolfgang Kayser, *Kleine deutsche Versschule.*
307 Henry Lüdeke, *Die englische Literatur.* Ein kulturhistorischer Umriss.
309 Felix Wachsmann, *Die radioaktiven Isotope* und ihre Anwendung in Medizin und Technik. Illustriert.
310 Franziska Baumgarten, *Die Regulierungskräfte im Seelenleben.*
311 Willi Flemming, *Epik und Dramatik.* Versuch ihrer Wesensdeutung.
312 Erich Hornsmann, *Der Wald.* Eine Grundlage unseres Daseins. Illustriert.
313 Hans Rörig, *Die arabische Welt.*
314 Oskar Splett, *Afrika und die Welt.*
315 Ugo Enrico Paoli, *Die Frau im alten Hellas.* Illustriert.
317 Wolfgang E. Kretschmer, *Psychologische Weisheit der Bibel.*
318 Marianne Thalmann, *Ludwig Tieck,* der romantische Weltmann aus Berlin.
319 Ludwig Reiners, *Die Kunst der Rede und des Gesprächs.*
320 Jeanne Hersch, *Die Illusion.* Der Weg der Philosophie.
321 Erich Hornsmann, *Wasser.* Ein Problem unserer Zeit. Illustriert.
322 Albert Huth, *Persönlichkeits-Diagnose.*
323 Friedrich Brock, *Bau und Leistung unserer Sinnesorgane.* Illustriert.
324 Curt Kuhl, *Israels Propheten.* Illustriert.
325 D I. M. Bochenski, *Der sowjetische dialektische Materialismus* (Diamat).
326 Rudolf Murtfeld, *Balzac.*
327 Anton Neuhäusler, *Telepathie, Hellsehen, Praekognition.*
328 Walter Theimer, *Der Marxismus.* Lehre - Wirkung - Kritik.
329 William E. Rappard, *Die Ursachen der wirtschaftlichen Ueberlegenheit der Vereinigten Staaten.*
331 Ethelbert Stauffer, *Jerusalem und Rom im Zeitalter Jesu Christi.*
332 Ethelbert Stauffer, *Jesus* - Gestalt und Geschichte.
333 D Ethelbert Stauffer, *Die Botschaft Jesu damals und heute.*
334 Georg Armborst, *Genealogische Streifzüge durch die Weltgeschichte.*

335 Constantin von Regel, *Die Klimaänderung der Gegenwart* in ihrer Beziehung zur Landschaft.
336 Walter Theimer, *Von Bebel zu Ollenhauer.* Der Weg der deutschen Sozialdemokratie.
338 Karl Schmitz, *Heilung durch Hypnose.*
339 E. K. Francis, *Wissenschaftliche Grundlagen soziologischen Denkens.*
340 Peter Wellmann, *Radioastronomie.* Illustriert.
341 Fritz Kaudewitz, *Grundlagen der Vererbungslehre.* Illustriert.
342 *Forschung von heute.* Hrsg. von Walter Theimer. Illustriert.
343 Emil Franzel, *Der Donauraum im Zeitalter des Nationalitätenprinzips.*
344 A. N. Whitehead, *Eine Einführung in die Mathematik.*
345 Anton Neuhäusler, *Der Mensch und die Abstammungslehre.*
346 Hans M. Wolff, *Spinozas Ethik.* Eine kritische Einführung.
347 Wilhelm Szilasi, *Philosophie und Naturwissenschaft.*
348 Ernst Robert Curtius, *Büchertagebuch.* Mit einem Nachwort von Max Rychner.
349 Hans M. Wolff, *Schopenhauer.* Hundert Jahre später.
350 Karl Viëtor, *Goethes Anschauung vom Menschen.*
351 Max Lüthi, *Das europäische Volksmärchen.* Form und Wesen.
352 Edmund Schopen, *Geschichte des Judentums im Orient.*
353 Hans Bänziger, *Werner Bergengruen.* Weg und Werk.
354 Levin L. Schücking, *Soziologie der literarischen Geschmacksbildung.*
355 Gerhard Ritter, *Vom sittlichen Problem der Macht*
356 Hans Eichner, *Thomas Mann.* Einführung in sein Werk.
357 D Edmund Schopen, *Geschichte des Judentums im Abendland.*
358 D Friedrich Schürr, *Miguel de Unamuno.* Der Dichterphilosoph des tragischen Lebensgefühls.
359 Antal Sivirsky, *Die ungarische Literatur der Gegenwart.*
360 Franz A. Stein, *Verzeichnis der Kammermusikwerke von 1650 bis zur Gegenwart.*
361 Georg Siegmund, *Der Glaube des Urmenschen.*
362 Pnina Navè, *Die neue hebräische Literatur.*
363 Karl Ulmer, *Nietzsche.* Einheit und Sinn seines Werkes.
364 Emmy L. Kerkhoff, *Kleine deutsche Stilistik.*
365 Hans Wolfgang Schumann, *Buddhismus,* Philosophie zur Erlösung.
366 Franz A. Stein, *Verzeichnis der Orchestermusik von 1700 bis zur Gegenwart.*
367 Georg Siegmund, *Gott.* Die Frage des Menschen nach dem Letzten.
368 D Johannes Holthusen, *Russische Gegenwartsliteratur I: 1890—1940.*

FRANCKE VERLAG BERN UND MÜNCHEN